

Nr. 19 • JAHRGANG 15 • MÜNCHEN, 13. MAI 1962 • 1 H 5730 C • 60 PF. • Schweden: skr 1,00 inkl. oms















Grosser Bildbericht aus Holland:

Stelldichein der Könige

Hier sitze ich, hier bleibe ich

(Zu unserem Bericht über den Studenten Wolfgang Kasimireck, der eine neu aufgetauchte Insel in der Regnitz okkupierte)

Mit Sicherheit hat dieser Student unrecht, wenn er annimmt, neue Inseln gehörten dem, der sie zuerst entdeckt. Es ist gar nicht zu verstehen, daß eine Behörde diese Frage ernsthaft prüfen sollte. Hier handelt es sich doch um ein ganz durchsichtiges Manöver: K. will bei der sicher mit Recht vermuteten baldigen Enteignung des Grundes (für Straßenbau) angemessen entschädigt werden.

Dr. Erich List, Rechtsanwalt Frankfurt/Main

Ein origineller Kopf sind Sie zweifellos, Herr Kasimir, oder wie Sie heißen. Aber wenn es Ihnen nicht nur um die Entschädigung gehen sollte, dann müßten Sie uns das erst einmal beweisen. Wie wär's mit einem vierwöchigen Sommeraufenthalt auf Ihrer Miniatur-Sandbank?

Peter Klausewitz, Hannover

Eins und eins macht zwanzig

(Zu unserem Bericht über ein amerikanisches Ehepaar mit 18 Kindern)

Zu Mißverständnissen über das Lohnniveau amerikanischer Offiziere gibt Ihre Darstellung Anlaß. Frank Beardsley, der Vater der

QUICK-Preisrätsel Nr. 31

Aller Anfang ist gleich

Wenn einer solchen Apparat / zu seinem Schnabelfrühstück hat, / so kann das nur von Vorteil sein: / Man wirft die Fische oben rein!

Für Rätselfreunde aber könnte es ein Vorteil sein, wenn sie drei Hauptwörter finden, die mit den drei gleichen Buchstaben beginnen. Jedes Hauptwort bezeichnet einen Bestandteil unseres Bildes. Zur Erleichterung der Lösung hier ein Beispiel: **Fin**gerhut, **Fin**sternis, **Fin**derlohn.

Schreiben Sie einfach eine ausreichend frankierte Postkarte (keinen Brief) mit den drei Lösungswörtern an:

Verlag der Quick, 31. Preisrätsel, (8) München 3, Postfach 525

Das sind die Preise:

1. Preis: 1 BMW „LS Luxus" zu DM 5320,—

2. Preis: 1 Kofferradio Sabette zu DM 275,—
3. — 4. Preis: je 1 Staubsauger „Fakir Quick 12" zu DM 139,—
5. — 8. Preis: je 1 Servierwagen DINETT zu DM 127,50
9. — 40. Preis: je 1 Telepresent-Geschenk im Werte von DM 32,15
41. — 70. Preis: je 1 Parker-Füllhalter zu DM 25,—
71. — 110. Preis: je 1 Flasche Eierlikör
111. — 150. Preis: je 1 Roman

Leser sagen ihre Meinung

QUICK

18 Kinder, verdient als Zahlmeister („Chief Warrant Officer") nicht allein 1227 Dollar, sondern nur 725 Dollar einschließlich der Kinderzulagen. Den Rest von 502 Dollar erhält Frau Beardsley als Rente. Denn ihr erster Mann kam bei einem Flugzeugunglück ums Leben.

Hermine Wiscott, New York

Wir armen Wohlständler! Jetzt sind wir schon so weit, daß wir bis nach Amerika gehen müssen, um eine Familie mit achtzehn Kindern zu finden. Und dann stellt sich noch heraus, daß ein Witwer mit zehn Kindern eine Witwe mit achten heiraten mußte, damit die Kinderstube so voll wurde. In meiner Heimat, im Bayerischen Wald, konnten Sie noch vor dem Krieg in jedem Dorf Familien mit zweistelligem Kindersegen finden. Aber von einer einzigen Frau zur Welt gebracht!

Therese Wagner, Frankfurt

Ferien im eigenen Boot

(QUICK stellte die Motorboote der Saison 1962 vor)

Eine Untersuchung, die kürzlich im Auftrag der Industrie- und Handelskammer Konstanz durchgeführt wurde, ergab, daß die bereits jetzt zugelassenen 3500 Motorboote auf dem Bodensee jährlich 10 000 Kilogramm Öl in den See fließen lassen. Das bedeutet eine zunehmende Verschmutzung des Wassers. Das bedeutet, daß Fische und Pflanzen sterben. Nach Ansicht der Fachleute wird der Bodensee, von dem mehrere deut-



sche Städte ihr Trinkwasser beziehen (auch Stuttgart), in wenigen Jahren ein Sumpf sein. Und das nicht zuletzt durch eben jene Boote, die Sie anpreisen!

Gerd Steiner, Basel

Die schnittigen Motorboote sind ja schön anzusehen, aber weniger schön anzuhören. Seit mehr als zehn Jahren war ich regelmäßig zum Urlaub an die Ostsee gefahren, aber im letzten Jahr haben die Knatter-Rallyes nicht nur mir, sondern auch anderen Urlaubern den Nerv getötet. Jetzt fahre ich in die Berge.

Horst Martens, Hamburg-Harburg

Bei ihren wilden Fahrten unmittelbar an den Küsten gefährden diese Motorboote sogar friedlich Badende. In der Ostsee wurde im vergangenen Jahr einem jungen Mann von einer Bootsschraube ein Bein zerfetzt.

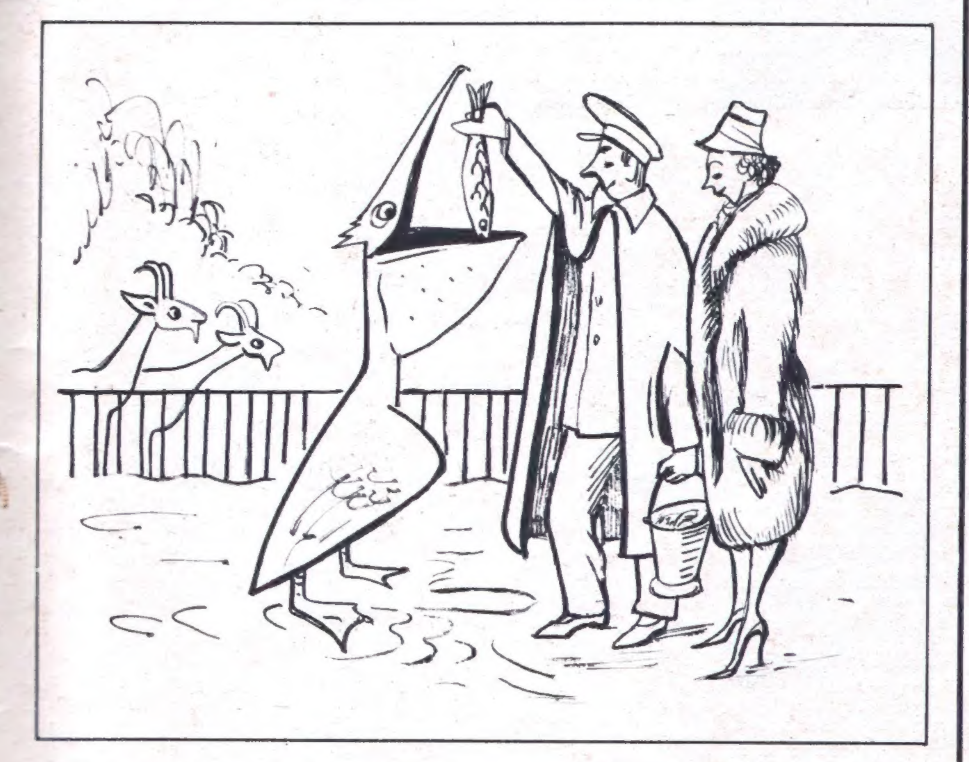
Friedel Gengenbusch, Flensburg

Weitere Leserbriefe auf Seite 4

Teilnahmebedingungen:

Jeder kann sich an diesem Preisrätsel mit 1 Einsendung beteiligen. Von der Teilnahme sind Mitarbeiter und Angestellte des Quick-Verlages ausgeschlossen. Die Preisträger werden durch Auslosung der richtigen Lösungen festgestellt. Die Entscheidung ist endgültig und unanfechtbar. Umtausch des Preises ist ausgeschlossen. Teilnehmer im Ausland erhalten Gewinne nur, wenn sie eine Empfangsadresse in der Bundesrepublik Deutschland angeben können.

Einsendeschluß: 28. Mai 1962



Auflösung des 25. Quick-Preisrätsels in Nr. 13: Schmaus, Maus, Aus. Die Gewinner wurden durch das Los bestimmt. Der 1. Preis fiel an Reinhold Schall, Neuffen/Württ., Im Zwinger 6. 2. Preis: Elfriede Haasis, Ebingen/Württ., Gartenstraße 50. 3. Preis: Brigitte Rubelt, Neuß/Rhein, Weinstockstr. 48. 4. Preis: Gertrud Köhler, München, Paumannstr. 3. 5. Preis: Kurt Dehmel, Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 106. 6. Preis: Peter Serrig, Bettemburg, 140, Mondorferstraße, Luxemburg. 7. Preis: Volker Hoppe, Klein Bülten Nr. 23, über Peine-Land. 8. Preis: H. Schramm, Cuxhaven, Sudetenlandstr. 20. 9. Preis: Lina Bartmann, Karlsruhe, Gottesauerstr. 31. 10. Preis: Maria Heinemann, Kassel, Herkulesstr. 1. Die Gewinner des 11. — 170. Preises wurden direkt benachrichtigt. Die Auflösung des heutigen Rätsels finden Sie in Nr. 25.



Vor Scheichen wird gewarnt

Es ist nicht einfach, einer Neunzehnjährigen zu glauben, daß sie ausgerechnet zu einem Siebzigjährigen in heißer Liebe entflammte. Richtig schwierig aber wird es, Heidis Verwandtschaft abzunehmen, daß sie an ein Eheglück im heißen Kuweit glaubte.

Rose Triebenbacher, Wien



Ich begreife nicht, wie sich die Standesbeamten in Deutschland bei der Trauung Heidis mit dem Ölscheich derart überspielen lassen konnten. Die verschleierte Erklärung des „Bräutigams", daß er sozusagen Junggeselle sei, hätte doch heftige Zweifel auslösen müssen.

Anita Brühl, Basel

Heidi Dichter hat ganz recht. Man muß schon bis Kleinasien gehen, um galante Männer zu treffen. Die Deutschen sind jedenfalls zu fad. Und als Frau nimmt man das morgenländische Risiko dann schon in Kauf. Schade nur, daß die Dichter Pech hatte.

Anneliese Hansmann, Hamburg

Meine Kolleginnen und mich ärgert nur, daß in jeder Ausgabe betont wird: Heidi Dichter war noch unschuldig. Woher wissen Sie das?

Renate Müller, Hamburg-Altona

... dem Scheich Abdullah kann ich nur gratulieren, daß er dieses unnütze Ding vom Hof jagte.

Peter Krausinger, Düsseldorf

Ach du liebe Güte! Wenn das der Münchhausen wüßte, würde er sicher sagen: Hut ab vor dieser Frau.

Stanimir Brkić, Belgrad

Zum Titelbild

Die Silberhochzeit der Oranier wurde zu einem der glanzvollsten Feste des Jahres. Drei Tage lang gaben sich die Fürsten Europas in der niederländischen Metropole



ein Stelldichein. Königin Juliane und Prinz Bernhard (oben) hatten auch die drei berühmtesten Herrscherpaare der Welt eingeladen: Königin Elisabeth von England (links) und Prinz Philip (darunter), Königin Fabiola (Mitte) und König Baudouin von Belgien sowie Kaiserin Farah und den Schah. Bericht in diesem Heft.

QUICK muß man haben



Vor dem Münchner Schwurgericht: Vera Brühne und Johann Ferbach – eine Mörderin und ihr Helfershelfer? QUICK berichtet laufend, was in diesem dramatischen Verfahren geschieht.

Der Prozeß Vera Brühne

Seite 30



Dieses Kind überlebte das Erdbeben von Agadir – vermeintlich als Waise. Ein belgisches Ehepaar adoptierte es. Jetzt tauchte plötzlich die leibliche Mutter auf und stellte ihr Kind vor eine schwere Entscheidung:

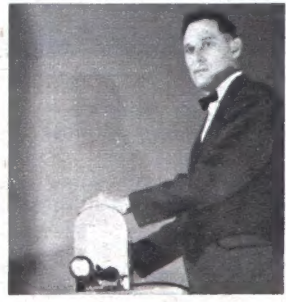
Zwei Mütter – welche ist die richtige?

Seite 16

Dies ist kein Film-Projektor, sondern das Versuchsmodell einer furchtbaren neuen Waffe: der Lichtkanone. Ihre „Todesstrahlen" zerschneiden Stahl wie Butter:

Geheimwaffe Feuerfinger

Seite 57





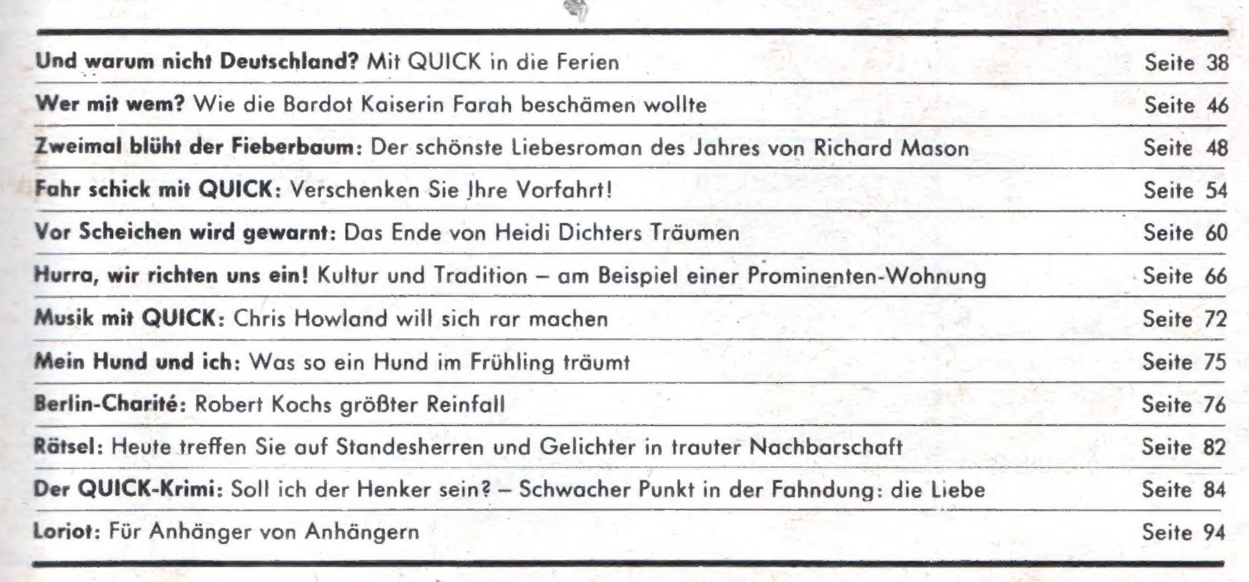
Die Silberhochzeit in Amsterdam Seite 10—14

Die Liebe ist kein Honig-schlecken



Das ist ein Tanz auf dem Vulkan. Sie können dabei sein, wenn er ausbricht. Der Sachschaden ist unabsehbar: ein Skandal, diplomatische Verwicklungen und – eine junge Liebe. Lesen Sie den neuen Roman.

Seite 18



Bundeswirtschaftsminister Erhard zum QUICK-Bericht „Was ist mit unserem Geld los?"

Lieber QUICK-Leser

Es ist verdienstvoll, daß QUICK Fragen der Wirtschaft breiten Raum gibt. Gerade in diesen Wochen und Monaten kommt es darauf an, das Wissen um die größeren Zusammenhänge ökonomischer und sozialer Vorgänge zu vertiefen und jedermann verständlich zu machen. Probleme dieser Art beschäftigen und erregen heute den einzelnen Menschen nicht weniger wie etwa Sorgen über seine Gesundheit oder Krankheit. Jeder Bürger sollte und müßte wissen, daß es hier um Dinge geht, die seine Zukunft wie auch das Wohl und das Glück seiner Familie maßgebend bestimmen. Ja, auch unser aller politisches und wirtschaftliches Schicksal, die glückhafte Fortgestaltung unserer Sozial- und Gesellschaftsordnung, sind davon abhängig, ob und inwieweit es gelingt, das mit der sozialen Marktwirtschaft begonnene Werk organisch fortzusetzen und erfolgreich auszubauen.

*

Wenn Prof. Ettinger feststellt, daß die Deutsche Mark die gesündeste Währung der Welt sei *(QUICK berichtete darüber in Nr. 17; siehe auch die Seiten 8 und 9 — die Red.)*, so mag das alle Deutschen mit Stolz erfüllen; denn die Stabilität unseres Geldes war das Ergebnis der unermüdlichen Arbeit und des Ordnungswillens des ganzen Volkes. Für den verantwortlichen Politiker aber darf diese Feststellung kein Ruhekissen sein, denn es gibt in dieser Welt keine Garantie, daß das, was war und auch noch ist, sich im Falle unseres Versagens nicht doch auch zum Schlechten wandeln könnte. Der Wirtschaftspolitiker muß auch aus diesem Grunde stets an die Zukunft denken und dafür sorgen, daß die festen Grundlagen unserer Wirtschaft nicht erschüttert werden. Aber selbst der besten Politik wird auf die Dauer der Erfolg versagt sein, wenn sie nicht von der Mehrheit der Bevölkerung bejaht und getragen wird. Unsere freiheitliche Wirtschaftspolitik erfordert die Mitverantwortung und Mitarbeit aller Gruppen, insbesondere der Arbeitgeber, der Arbeitnehmer und der öffentlichen Hand. Wir sollten der Welt nicht noch einmal das traurige Schauspiel bieten, daß die Deutschen sich wohl dem Befehl und dem Zwang beugen, aber nicht aus Einsicht das Rechte zu tun bereit sind.

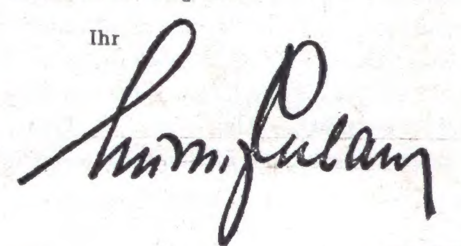
*

Die Gefahren, die der deutschen Wirtschaft drohen, kommen nicht so sehr von außen, sondern erwachsen aus der Überforderung, ja der Mißachtung unserer realen Möglichkeiten. Preise, Einkommen, Investitionen und öffentliche Ausgaben müssen in richtiger Entsprechung in den Grenzen gehalten werden, die die Leistung und die Produktivität unserer Volkswirtschaft setzen. Wir schicken uns leider in manchen Bereichen an, das wieder zu zerstören, was wir in mühsamer Arbeit aufgebaut haben. Uns wird auch in Zukunft nichts geschenkt werden. Harte Arbeit, der Wille zur Leistung, das Mehr-sein-als-Scheinen — das sind die Tugenden, die uns auch in Zukunft beseelen sollten. Besinnen wir uns rechtzeitig, dann bin ich dessen gewiß, daß wir im weltweiten Wettbewerb unseren Platz unter den großen Industrie-Nationen der Welt behaupten werden. Und jeder einzelne von uns wird daraus auch persönlichen Nutzen ziehen.

*

Ich kenne die Sorgen und Nöte der Menschen, und sie wissen, daß ihre Sorgen auch die meinen sind. Wie ich aus einer sorgfältigen Analyse der öffentlichen Meinung entnehmen kann, hat die überwiegende Mehrheit in allen Schichten unseres Volkes erkannt, worum es geht. Ich freue mich darüber um so mehr, als darin erneut die unmittelbare Urteilsfähigkeit des Bürgers zum Ausdruck kommt, der seine Meinung unabhängig von den oft einseitigen Stellungnahmen und Auffassungen der Verbandsvertreter zu bilden in der Lage ist.

Ihr

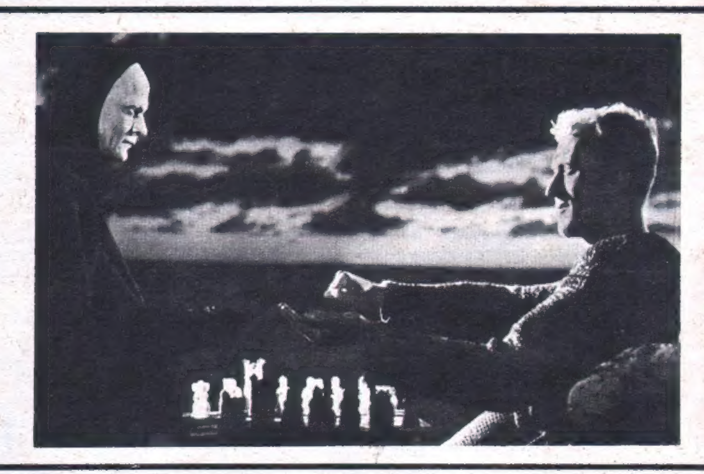


Für Leute von

Das Neueste von morgen

Bessere Informationen sollen künftig vor allem unerfahrenen Käufern von Aktien und anderen Wertpapieren den Umgang mit der Börse erleichtern. Schrittmacherdienste will die Börse in Düsseldorf leisten, deren Präsident Kurt Forberg sich für eine regelmäßige Veröffentlichung der bisher geheimgehaltenen Börsenumsätze aussprach. Das gleiche Ziel haben die Bestrebungen mehrerer deutscher Aktiengesellschaften, künftig vierteljährlich statt jährlich die Öffentlichkeit über den Geschäftsgang zu unterrichten.

Unbedingt ansehen!



Urteile, die man kennen muß

Nur eine Stunde hatte ein 19jähriger Polsterergeselle nach der Arbeit geschlafen, um dann zusammen mit seinem Onkel eine lange Nachtfahrt auf der Autobahn anzutreten. Eine kurze Kaffeepause war die einzige Unterbrechung. Die Reise endete mit einem schweren Unfall, bei dem der Onkel starb. Jetzt verurteilte das Oberlandesgericht Celle den Neunzehnjährigen dazu, an die Witwe, seine Tante, eine Rente zu zahlen. Er habe fahrlässig gehandelt, als er so wenig ausgeruht die anstrengende Nachtfahrt angetreten habe.

Eine geschiedene Frau kann nach dem Tode ihres ehemaligen Mannes keine Witwenrente aus der Rentenversicherung beanspruchen, wenn der Mann nach der Scheidung bis zu seinem Tode die Frau nicht unterhalten hat. Diesen Grundsatz stellte jetzt das Bundessozialgericht auf. Er gilt auch dann, so heißt es in dem Urteil, wenn der Mann nach der Scheidung keine nennenswerten Einnahmen hatte – wenn er also wegen Krankheit oder Arbeitslosigkeit gar nicht in der Lage war, den Unterhaltsanspruch der Frau zu erfüllen.

Erfolge der Medizin

Bei Lähmungen, Nervenentzündungen und Muskelschwund bewährt sich zunehmend ein neues Heilmittel, das aus Schneeglöckchen gewonnen wird. Nach Berichten bulgarischer Ärzte konnten mit diesem Medikament sogar Folgen der Kinderlähmung und chronische Schmerzen der Gesichtsnerven erfolgreich behandelt werden. Im Gegensatz zu anderen, bisher gegen diese Krankheiten verwendeten Arzneien, hat das Schneeglöckchen-Präparat kaum schädliche Nebeneffekte. Es wirkt langsamer, aber dauerhafter.

Leichter leben



heute

Die Verkehrsmisere in den bundesdeutschen Großstädten soll in den nächsten Jahren mit kräftiger finanzieller Unterstützung des Bundes beseitigt werden. Zur Zeit ist eine vielköpfige Expertenkommission dabei, alles neuere Material über die Verkehrssituation in den Großstädten zu sichten. In den Bundestagsfraktionen fordert man vor allem, Bonn solle endlich von dem Grundsatz abgehen, keine größeren Zuschüsse für rein kommunale Anlagen, wie unterirdische Trambahnen oder innerstädtische Straßen, zu geben.

Ins dunkelste Mittelalter führt Ingmar Bergmans („Wilde Erdbeeren") mit vielen Preisen ausgezeichneter Film „Das siebente Siegel". In Schweden wütet die Pest. Apokalyptische Verwirrung herrscht: Angst und Laster, Hexenwahn und blinder Fanatismus. Die Hauptfigur, ein heimgekehrter Kreuzritter, spielt mit dem Tode Schach um sein Leben (links). Ein quälender, dämonischer Film, aber ein Werk von gewaltiger formaler Kraft. Die stilistisch einheitlichste Leistung des großen Regisseurs.

Wer sich Steuern stunden läßt, kann während dieser Zeit weder prämienbegünstigt sparen noch Zahlungen auf einen Kapitalansammlungsvertrag als „Sonderausgaben" von der Steuer absetzen. Das entschied jetzt der Bundesfinanzhof. Die Regelung gilt auch für kurzfristige Stundungen. Sind die Zahlungen auf den Kapitalansammlungsvertrag höher als der gestundete Betrag, so ist nur die Differenz absetzbar. Ein entsprechendes Urteil für das Bausparen fällte der Bundesfinanzhof schon vor längerer Zeit.

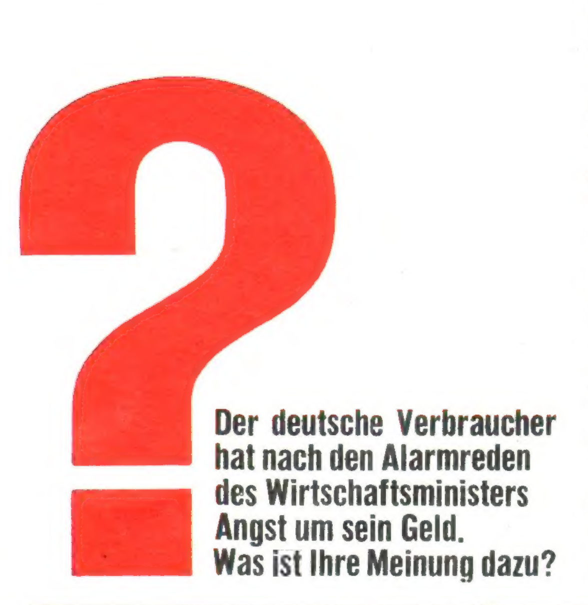
Eine raffinierte Methode zur Bekämpfung des hartnäckigen Herpes-Virus, das gefährliche Hornhaut-Entzündungen hervorruft, hat ein amerikanischer Augenarzt gefunden: Er träufelt in das erkrankte Auge eine Chemikalie, die jenen Substanzen gleicht, welche das Virus der menschlichen Zelle als Nahrung entzieht. Diese Chemikalie machte jedoch den Erreger vermehrungsunfähig. Dadurch wird zunächst eine weitere Ausbreitung der Entzündung verhindert. Später stirbt das Virus dann infolge „Nachwuchsmangels" ab.

Sehr anpassungsfähig ist ein neues Heizkissen, das aus zwei Teilen besteht. Mit Hilfe von Reißverschlüssen an den Längs- und Querseiten kann man die beiden Teile ganz nach Wunsch miteinander verbinden: mal zu einer quadratischen Platte, mal zu einer langen Leibbinde, die Rücken und Bauch gleichzeitig erwärmt. Sogar eine Art Tasche für wärmebedürftige Füße läßt sich daraus bilden. Hersteller: Sanschein-Geräte R. Seifert & Co., Konstanz II.



Heute antworten zwei Deutsche, die es wissen müssen, auf die brennende Frage:

Was ist mit unserem Geld los?



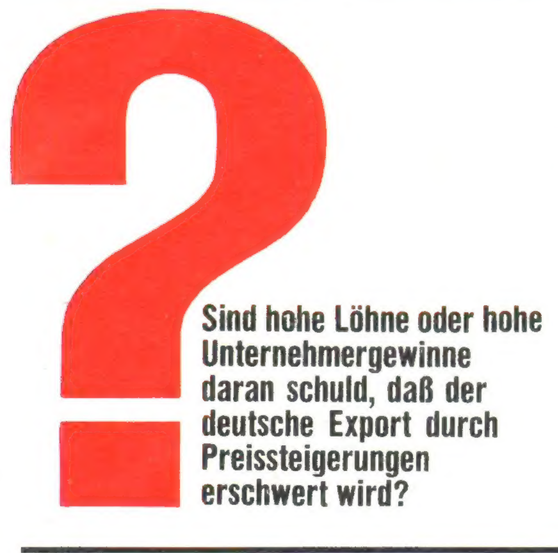
Der deutsche Verbraucher hat nach den Alarmreden des Wirtschaftsministers Angst um sein Geld. Was ist Ihre Meinung dazu?



BRENNER: Die Arbeitnehmer haben allen Grund, um die Kaufkraft ihres Geldes zu fürchten. Gemüse und Kartoffeln kosten heute zwei- bis dreimal so viel wie im vergangenen Jahr, auch Butter, Fleisch und Fisch sind teurer. So etwas kommt nicht nur vom Wetter. Die Agrarpreise werden von der Bundesregierung auf vielerlei Wegen gesteuert, und die Landwirtschaft hat in Bonn bekanntlich großen Einfluß. Die Industrie hält gleichzeitig ihre Preise hoch und diktiert dem Handel enorme Spannen. Das Gesetz erlaubt es ihr. Als dieses System bei Fernsehapparaten kürzlich zusammenbrach, gingen die Preise um 20 bis 30 Prozent herunter. Soviel wurde also daran verdient. Bauunternehmer, Bauland- und Wohnungseigentümer treiben die Preise, wie sie Lust haben. Niemand sieht ihnen auf die Finger. Die Löhne und Gehälter in der Bundesrepublik sind jedoch gegenüber dem internationalen Niveau seit 1945 wesentlich zurückgeblieben. Für die Gewerkschaften galt es in diesen Jahren, eine Stärkung der Kaufkraft zu erreichen. Sonst wäre auch das sogenannte Wirtschaftswunder in dem Umfange gar nicht möglich gewesen. Das Geheimnis der gewerkschaftlichen Aktivität auf diesem Gebiet liegt in dem schon 1954 maßgeblich von der IG Metall beeinflußten Aktionsprogramm des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Darin werden nicht nur höhere Löhne und Gehälter, sondern auch kürzere Arbeitszeiten gefordert.



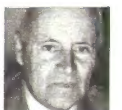
PAULSSEN: Der deutsche Verbraucher muß leider auch weiterhin Sorgen um die Kaufkraft der DM haben, wenn wir nicht endlich aufhören, durch Überdrehungen der Lohn- und staatlichen Ausgabenpolitik die Preise zu steigern und den Wert unserer Währung pro Jahr um einige Prozente zu mindern.



Sind hohe Löhne oder hohe Unternehmergewinne daran schuld, daß der deutsche Export durch Preissteigerungen erschwert wird?



BRENNER: Daß höhere Löhne höhere Exportkosten bedeuten, ist ein Märchen. Es kommt nämlich ebensosehr auf die Leistungsfähigkeit der Betriebe an. Bisher sind unsere Lohnkosten offenbar sehr niedrig gewesen, denn die Bundesrepublik exportiert seit zehn Jahren mehr, als sie zur Bezahlung ihrer Einfuhren und Auslandsverpflichtungen braucht. Deshalb sah sich die Bundesregierung vor einem Jahr genötigt, die Exportkosten unserer Industrie künstlich (durch Aufwertung der D-Mark) um 5 Prozent zu verteuern. Trotzdem dauern die Exportüberschüsse an. Im März waren es wieder 574 Millionen DM. Wo in der Welt gibt es das sonst? Dabei schlagen die westdeutschen Unternehmer auf die 4 Mark, die sie für eine Arbeitsstunde zahlen, im Schnitt 1,70 Mark als Gewinn auf. Wenn sie meinen, daß sie am Weltmarkt zu teuer sind, dann können sie sich doch mit weniger begnügen.



PAULSSEN: Das Einkommen aus unselbständiger Arbeit erhöhte sich im Jahre 1961 um 12,4 Prozent. Das Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen stieg um 4,8 Prozent. Im letzten Jahr drückten die Löhne und Sozialkosten am stärksten auf die Wettbewerbsfähigkeit unserer Betriebe. Für eine Begrenzung der Gewinne sorgte schon der scharfe Wettbewerbswind auf dem internationalen Markt.



Wird die Zahl der Arbeitslosen bis 1965 entscheidend steigen?



BRENNER: Das weiß ich nicht. Wenn man den Gang der Wirtschaft dem privaten Unternehmertum anheimstellt, kann man nie ganz sicher sein, daß nicht einmal viel Porzellan zerschlagen wird.



PAULSSEN: Wir werden in diesem Jahr auf über 600000 ausländische Arbeitskräfte in Deutschland kommen. Die Zahl der offenen Stellen steigt weiter. Die Vollbeschäftigung ist gesichert. Die Überbeschäftigung müssen wir vermeiden, auch sie gehört zu den Inflationsherden.

Vor zwei Wochen fragte QUICK einen neutralen Beobachter von Weltformat nach der Zukunft unserer D-Mark. Der New Yorker Wirtschaftsprofessor Karl Egmont Ettinger gab ungeschminkt Antwort. Das Überraschende: Es war eine beruhigende, eine optimistische Antwort. Ettinger glaubt nicht an ein Ende des deutschen Wirtschaftswunders. Er ist überzeugt, daß die Zahl der Arbeitslosen bis 1965 nicht entscheidend steigen wird. Und er ist ebenso überzeugt, daß es bei uns keine Inflation geben wird — wenn Deutschland den gleichen Kurs verfolgt wie bisher. Was sagen unsere Wirtschaftsexperten dazu? Nach Wirtschaftsminister Erhard gibt QUICK heute zwei weiteren Deutschen, die es wissen müssen, das Wort: Hans-Constantin Paulssen, Präsident der Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände, und Otto Brenner, Vorsitzender der Industriegewerkschaft Metall. Unternehmer und Gewerkschaftler im Duell der Meinungen — um eine Frage, die uns allen auf den Nägeln brennt.



Glauben Sie, daß heute, 14 Jahre nach Einführung der D-Mark, das deutsche Wirtschaftswunder am Ende ist?



BRENNER: Ich möchte nicht behaupten, daß bei uns alles zum besten stünde. In dieser Marktwirtschaft sind wir den Launen der sogenannten Unternehmer-Initiative ziemlich ausgeliefert. Die Gefahr eines größeren Wirtschaftrückschlags ist deshalb niemals ganz auszuschließen. Aus diesem Grunde halte ich nach wie vor eine volkswirtschaftliche Gesamtplanung für notwendig, um die weitere Aufwärtsentwicklung und die Vollbeschäftigung auf Dauer zu sichern. Im Augenblick sehe ich jedoch keine akute Gefahr. In gewisser Hinsicht bin ich sogar optimistisch. Jahr für Jahr wird unsere Wirtschaft leistungsfähiger. Deswegen dürfen wir auch nicht zu bescheiden sein. Wenn wir nicht Jahr für Jahr auch mehr verdienten und mehr kauften, dann bliebe die Produktion liegen, und eine Absatzkrise wäre da. Gegen solche Gefahren bilden die Gewerkschaften ein starkes Gegengewicht. Übrigens: Die von Herrn Ettinger erzählte Geschichte von dem amerikanischen Gewerkschaftsführer, der angeblich in Deutschland war, um uns beizubringen, wie man Lohnbewegungen führt, ist eine uralte „Ente". Man hat sie jetzt, anläßlich der Kassandrarufe* Erhards gegen die gewerkschaftliche Tarifpolitik, aufs neue freigelassen. Bedauerlicherweise ist Herr Ettinger genauso voreingenommen gegenüber den Gewerkschaften wie viele andere Nationalökonomen.

* Kassandra: Tochter des Trojaner-Königs Priamos. Die Götter hatten ihr die Gabe der Weissagung verliehen. Aber niemand nahm ihre prophetischen Warnungen ernst. Bei Trojas Eroberung wurde Kassandra auf den Stufen des Tempels vergewaltigt — später erschlagen.



PAULSSEN: Unsere Wirtschaftsentwicklung ist im Augenblick durch die enorme Kostensteigerung in den letzten beiden Jahren gefährdet. Allein von der Lohnseite her haben wir in 24 Monaten die Kosten um 21 Prozent erhöht, während gleichzeitig unsere Konkurrenten im EWG-Bereich und auf dem Weltmarkt sehr viel vorsichtiger waren. Derartige Sprünge können wir uns natürlich in Zukunft nicht mehr leisten.



Wenn Sie 50 000 Mark in Europa anlegen wollten, würden Sie das in Deutschland tun?



BRENNER: Für den westdeutschen Arbeitnehmer kein Problem: Er besitzt keine 50 000 DM, die er anlegen könnte. Für einen Großverdiener, der dem höchsten Profit nachläuft, ist die Bundesrepublik sicher ein ideales Land. Aber wir meinen, daß es wichtiger wäre, billige Kredite denjenigen zu geben, die sie wirklich dringend brauchen, nämlich den Entwicklungsländern.



PAULSSEN: Die Anregungen, die der amerikanische Nationalökonom zu dieser Frage gibt, finde ich sehr beachtlich. Ich kann nur bestätigen: Die Geldanlage in der Bundesrepublik ist gut und sicher.



Glauben Sie, daß es in Deutschland eine Inflation geben wird?



BRENNER: Große Inflationen sind bisher immer dadurch entstanden, daß der Staat Rüstungsausgaben aus der Notenpresse finanzierte und das Geld hinterher die Märkte überschwemmte. So war es bei uns nach den beiden Weltkriegen, so in Frankreich durch den Algerienkrieg. Wenn der rüstungspolitische Ehrgeiz in Bonn einigermaßen im Rahmen bleibt, haben wir eine derartige Inflation nicht zu befürchten. Aber die Preistreiberei, die wir heute über uns ergehen lassen müssen, ist schon schlimm genug. Solange wir nicht eine Regierung haben, die gegenüber der Industrie und anderen Unternehmerkreisen so durchgreift wie z. B. Kennedy gegenüber der amerikanischen Stahlindustrie, solange werden bei uns die Preise weiterhin um zwei bis vier Prozent jährlich klettern. Und das reicht uns schon.



PAULSSEN: Eine Inflation im eigentlichen Sinne des Wortes werden wir sicher vermeiden. Aber es geht darum, die Ursache der schleichenden Geldentwertung schärfer zu erkennen und mehr als bisher zu bekämpfen.

Stelldichein der Könige



QUICK zählt die Völker, nennt die Namen: Könige, Fürsten und Prinzessinnen zu Dutzenden unter einem Dach — im „Amstel-Hotel" von Amsterdam.

Dreiundzwanzig Minuten dauerte es, bis sich die fürstlichen Gäste zum Familienbild aufgereiht hatten. Sie waren in Gruppen und Grüppchen vom Gala-Dinner gekommen, das Königin Juliana zum Auftakt des Hochzeits-Festes im Spiegelsaal des Amstel-Hotels gab. „Aufstellung ganz zwanglos im Foyer" — hatte der Hofmarschall gebeten. QUICK notierte ohne Rücksicht auf das Hof-Protokoll:

1 Prinz Philip, 2 Prinzessin Margaretha von Schweden, 3 Großherzogin Charlotte von Luxemburg, 4 Prinzessin Josephine Charlotte von Luxemburg, 5 Königin Elisabeth von England, 6 Prinzessin Mar-

Glanz und Gloria, Könige und Fürsten, Brillanten und Smaragde, Hermeline und Zobel in Amsterdam: Königin Juliana der Niederlande und Prinz Bernhard feierten Silberhochzeit. Zum erstenmal in 25jähriger Ehe brach das Herrscherpaar mit seiner gewohnten Bescheidenheit. Der Hochadel wurde zu einem prunkvollen Fest geladen. Wie es bei diesem Fest zuging, erzählen QUICK-Reporter Hanns Hubmann und Johannes Leeb. Wie es in der 25jährigen Ehe der Königin zuging, erzählt ihr Mann Prinz Bernhard ...



griet von Holland, 7 Schah Reza, 8 Prinz Bertil von Schweden, 9 Kronprinzessin Beatrix von Holland, 10 Königin Juliana, 11 Prinzessin Marijke von Holland, 12 Prinz Bernhard, 13 König Olaf von Norwegen, 14 Prinzessin Armgard zu Lippe-Biesterfeld (Mutter von Prinz Bernhard), 15 Prinz Aschwin zu Lippe-Biesterfeld, 16 Prinz Jean von Luxemburg, 17 Kaiserin Farah, 18 Prinzessin Irene von Holland, 19 Prinz Louis Ferdinand, 20 Prinz Felix von Luxemburg, 21 Prinzessin Kira von Preußen, 22 Marina Herzogin von Kent. In der fürstlichen Gesellschaft fehlte das belgische Königspaar. Baudouin und Fabiola kamen erst einen Tag später nach Amsterdam. So war Fabiola im „Wettbewerb" um die schönste Robe nicht dabei. „Sie hätte ohnedies keine Chance gehabt", behaupteten böse Zungen . . .

Modenschau der Königinnen



„Kolleginnen" unter sich: Auf dem Amsterdamer Flugplatz begrüßt Königin Elisabeth von England die zukünftige Königin Beatrix von Holland mit familiärem Wangenkuß. Elisabeth war allein aus dem Flugzeug gestiegen. Prinz Philip kam eine halbe Stunde später in einer selbstgesteuerten, himbeerroten Maschine zum Stelldichein der Könige, bei dem Kaiserin Farah von Persien am meisten Furore machte.



Ganz neu, ganz schlank, etwas Nofretete, etwas Cleopatra, ein Schuß Audrey Hepburn — so schritt Kaiserin Farah am Arm von Prinz Aschwin zu Lippe-Biesterfeld zum Gala-Diner. Ihr Kleid, das kokett eine Schulter bloß ließ, war aus orangefarbener Seide, der Farbe des gastgebenden Hauses Oranien.



Im „Modeduell" der königlichen Damen zeigte sich Elisabeth von England — an der Seite des Schah-in-Schah — zurückhaltend. Ihre silberdurchwirkte Robe hatte nur geringe Chancen gegen Farahs raffiniertes Gewand. Und auch ihre Kronjuwelen blieben hinter den Riesen-Smaragden der Kaiserin zurück.



Die größten Diamanten trug die „Silberbraut" Juliana in einer Tiara und einem schweren Halsband über ihrem blaßblauen Organza-Kleid. Der Schmuck stammt von ihrer Urgroßmutter, einer Tochter des russischen Zaren Paul I. Die Wertangaben schwanken zwischen zweieinhalb und sechs Millionen Mark.



Ein wenig uniform erschienen die vier Töchter Julianas in weißen Pelzstolen. Die 19jährige Margriet (links) trug darunter ein blaues, mit Rosen besticktes Abendkleid. Für ihre 15jährige Schwester Marijke, das umsorgte „Nesthäkchen" der Familie, war etwas Rosarotes geschneidert worden . . .



Der strahlendste Stern im lichter- und brillantenfunkelnden Amsterdam: Farah im weißen Hermelin. Nach einer Fahrt durch die berühmten Grachten geht sie als erste an Land. Panne im Protokoll: Denn eigentlich hätte Englands Königin vor der Gemahlin des Schah das Schiff verlassen müssen. Auch sonst sah man in dem Schatten, den Farah Diba warf, manche leicht verkniffene Prinzessinnenmiene. Farah wurde nur von einer überstrahlt: Königin Juliana selbst. Dies war ihr Tag — und der ihres Mannes, Prinz Bernhard ...

Prinz Bernhard verrät:

Das Ehe-Rezept eines Prinzgemahls





1937: Die Hochzeit! „Ehemann und Untertan — einfach ist das nicht ..."

1948: Juliana wird Königin. Bernhard: ‚Aber daheim herrsche ich ...'



1950: Prinz Bernhard als Staatsgast des argentinischen Präsidentenpaares Peron. „Ich habe mir ausbedungen, daß ich viel reisen darf ..."



Juni 1956: Königin Juliana ist verzweifelt. Kein Arzt kann ihrer Jüngsten helfen, der von Geburt an schwerkranken Prinzessin Marijke (links) ...



Die „Gesundbeterin" Greet Hofmans kommt an den Hof. Ehekrise!



August 1956: Bernhard setzt sich durch. Die Hofmans muß gehen.



Versöhnung im Urlaub: Prinz Bernhards Rezept hat sich bewährt ...

Es ist schon eine sehr merkwürdige Situation", sagt Prinz Bernhard, „wenn man eine Königin — oder eine Kronprinzessin — heiratet. Gewöhnlich gelobt die Braut auf dem Standesamt, daß sie ihrem Mann gehorchen will. Wie aber ist es bei einer Königin und ihrem Mann? Ich sprach das Jawort — und wurde nicht nur Ehemann, sondern zugleich Untertan ...

Mit einer Königin verheiratet zu sein, mit einer Königin glücklich zu werden, dazu braucht ein Mann den Gleichgewichtssinn eines Hochseilartisten. Kompromisse müssen in jeder Ehe gemacht werden. Aber die Ehe mit einer Königin lebt mehr als jede andere Ehe vom gegenseitigen Nachgeben.

Als Juliana Königin wurde, teilten wir uns die Aufgabe des Herrschens. Über das Land herrscht sie — zu Hause herrsche ich. Und Sie können es mir glauben: Wer in unseren vier Wänden die Hosen anhat, darüber habe ich nie Zweifel aufkommen lassen ...

Ich habe mich von Anfang an nicht mit der Stellung eines „Prinzgemahls" abgefunden. Schon der Titel ist mir verhaßt. Ich bin froh, daß ich nicht „Prinzgemahl" heiße, sondern „Prinz Bernhard der Niederlande". Aber es ist nicht nur der Titel allein. Ein richtiger Mann braucht eine Aufgabe. Ich habe eine Aufgabe.

Ich nehme meiner Frau die Sorge um die Hofhaltung und um unsere Finanzen ab. Vielleicht wundern Sie sich darüber — aber auch das Königspaar der Niederlande muß rechnen. Wir bekommen zwar jährlich etwa zwei Millionen Mark. (Die Apanage des holländischen Königshauses wurde kürzlich auf drei Millionen Mark erhöht. d. Red.) Diese Summe mag Ihnen astronomisch vorkommen. Aber unsere Unkosten sind auch astronomisch. Allein ein Drittel des Geldes müssen wir für die Pensionen unserer Diener ausgeben. Der Wagenpark, die Livreen für Diener, die Staatsempfänge, die Unterhaltung unserer Schlösser, das alles verschlingt ebenfalls riesige Summen. Ich muß also oft zu Hause den Sparkommissar spielen. Damit mache ich mich nicht sehr beliebt. Aber einem Mann fällt es leichter, sich unbeliebt zu machen, als einer Frau. Und die Energie der Königin bleibt für wichtigere Dinge frei.

Der Ehemann einer Königin sollte sich nie darauf verlassen, daß seine Umgebung ihm die Wahrheit sagt. Viel wahrscheinlicher ist, daß sie ihm dauernd nach dem Munde redet. So ließ ich mir einmal einen Schnurrbart wachsen, obwohl ich genau wußte, daß er mir überhaupt nicht stand. Aber ich wollte hören, was die Leute am Hof dazu sagen würden. Es war eine „schöne" Überraschung: Die meisten beglückwünschten mich zu meinem guten Geschmack!

Aber meine Töchter sorgen schon dafür, daß mein Selbstgefühl nicht zu groß wird. Wenn ich einen neuen Maßanzug aus London vor dem Spiegel probiere oder wenn ich meine Reitkünste produziere, dann sehe ich plötzlich um den Mund von Beatrix, Irene oder Margriet einen leicht mokanten Zug. Und schon bin ich wieder auf die Erde heruntergeholt ..."

Diesen Bericht über die Ehe mit einer Königin gab Prinz Bernhard in der amerikanischen Zeitschrift „Collier's" als Rezept für seinen britischen „Kollegen" Prinz Philip. Kronprinzessin Elisabeth, Prinz Philips Frau, wurde damals gerade zur Königin gekrönt.

Als Prinz Bernhard diese Zeilen schrieb, stand ihm allerdings die härteste Probe als Prinzgemahl noch bevor. Prinzessin Marijke, die jüngste Tochter des Königspaars, war mit einer schlimmen Augenkrankheit zur Welt gekommen. Die verzweifelte Königin versuchte alles, um ihrem Kind zu helfen. Aber die Ärzte kapitulierten.

Da schlich sich die „Gesundbeterin" Greet Hofmans, protegiert von hohen Hofbeamten, ins Vertrauen der Königin. Den Höflingen ging es — Gerüchten zufolge — darum, über Greet Hofmans Einfluß auf die Königin zu gewinnen, um so Einfluß auf die holländische Außenpolitik zu bekommen.

Prinz Bernhard durchschaute das Intrigenspiel. Er stellte sich gegen die „Gesundbeterin". Monatelang schien es, als würde die Ehe über der Affäre Hofmans zerbrechen. Aber am Ende sah Königin Juliana ein, daß ihr Mann im Recht war, und fügte sich in dieser Familienangelegenheit seinem Willen. Greet Hofmans mußte den Hof verlassen. Und Prinz Bernhard hatte endgültig bewiesen, daß er weiß, wie man mit einer Königin glücklich werden kann ...

3 Jahre jeden Monat 200 D-Mark Zuschuß zum Haushaltsgeld

Außerdem tausend schöne Preise — genau das, was Hausfrauen sich wünschen. Alle Hausfrauen machen mit beim lustigen Spüli-Suchspiel

„Glück und Glanz mit Spüli"

Die Aufgaben sind leicht — die Beantwortung macht Spaß!

Erfahren Sie, was Spüli alles kann!

Sie finden die Bedingungen für unser Spüli-Suchspiel demnächst in Ihrer Tageszeitung als farbige Beilage oder bei Ihrem Kaufmann oder in den großen Illustrierten

Wir wünschen Ihnen schon heute

Viel Glück und Erfolg mit Spüli

Spüli aus dem Hause

REI



Ein sechsjähriges Kind entschied die Frage:

Zwei Mütter-welche ist die richtige?

Dramatische Begegnung auf dem Flugplatz von Brüssel: Die belgische Adoptivmutter eines marokkanischen Mädchens traf die totgeglaubte Mutter des Kindes. Zeugin war Prinzessin Paola von Belgien. Sie hatte nach der Erdbeben-Katastrophe von Agadir dreihundert Waisenkinder in ihr Land geholt. Eines dieser Kinder wurde von der Arztfamilie Demolin adoptiert. Doch jetzt, zwei Jahre später, meldete sich die leibliche Mutter der sechsjährigen Hennou.



Bange Sekunden auf dem Flugplatz: Adoptivmutter Demolin — die kleine Hennou fest an der Hand — trifft die „echte" Mutter. Wie wird das Kind entscheiden?



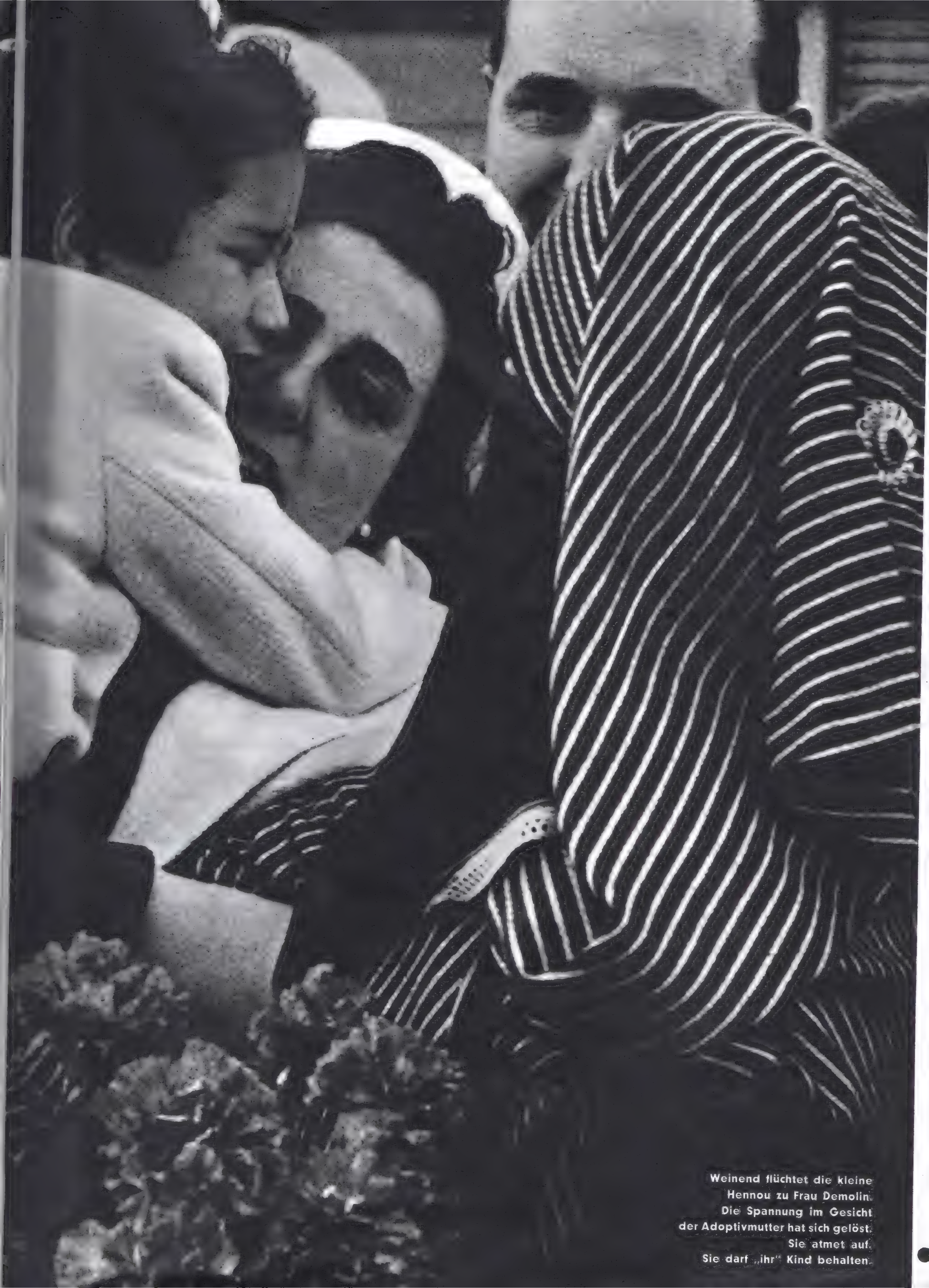
Die Frauen fallen sich in die Arme. Sie weinen — vor Angst oder vor Glück? Die kleine Hennou starrt verwirrt auf die verschleierte Frau, die ihre Mutter sein soll.



Frau Demolin tröstet die „Rivalin". Hennou hat entschieden: Sie fürchtet die fremde Frau. Sie kennt sie nicht mehr. Nach zwei Jahren. Kann ein Kind so „vergeßlich" sein?

Das Recht war eindeutig bei Aicha Akkabouch, der Frau aus Agadir. Die kleine Hennou ist ihr Kind. Niemand kann sie daran hindern, es mit nach Marokko zu nehmen — obwohl sie erst zwei Jahre nach der Katastrophe Nachforschungen anstellte. Zwei Jahre lang hatte Aicha angenommen, daß ihre Hennou genau wie ihr Mann unter den Trümmern von Agadir gestorben sei. Und zwei Jahre lang hatten andererseits das Rote Kreuz und die Belgisch-Marokkanische Gesellschaft geglaubt, Mutter Aicha sei tot. Zwei Jahre lang lebte das Berberkind bei seinen Adoptiveltern in Belgien. Jetzt erkannte Hennou ihre leibliche Mutter nicht mehr. Und auch ihre Muttersprache hatte sie vergessen. Sie war vier Jahre alt gewesen, als das Unglück geschah. Vergißt ein Kind mit vier Jahren, wer seine richtige Mutter ist? Vergißt es seine Sprache? QUICK hat eine Jugendpsychologin dazu gefragt. Sie sagt: Für ein Kind mit vier Jahren ist die Mutter — die „richtige" Mutter also — derjenige Mensch, der ihm täglich, stündlich nahe ist. Der einfach da ist. Und wenn eines Tages eine gute Adoptivmutter ins Leben des Kindes tritt und „einfach da" ist, kann sie die leibliche Mutter voll ersetzen. Das ist von der Natur weise genug geregelt. Es wäre schlimm, wenn jedes kleine Kind, das seine Mutter verliert, nie mehr fühlen könnte, eine „richtige" Mutter zu haben. Zur zweiten Frage: Ein Kind lernt eine Sprache aus dem Nachahmungstrieb heraus, nicht aus dem Verstand. Sein Wortstamm wächst dabei fast stündlich. Genauso schnell aber vergißt es eine Sprache. So ist auch der „Fall Hennou" zu sehen. Die leibliche Mutter, die darauf verzichtet hat, Hennou zurückzufordern, und das Kind nur hin und wieder sehen will, hat große Güte bewiesen. Sie handelte, wie Salomon einst entschied: Eine gute Mutter erkennt man daran, daß sie nichts tut, was ihrem Kind wehe tun könnte. Und Hennou hätte es offensichtlich wehe getan, ihre Adoptivmutter wieder verlassen zu müssen. Denn die Arztfrau aus Belgien ist längst ihre „richtige" Mutter geworden.





Weinend flüchtet die kleine Hennou zu Frau Demolin. Die Spannung im Gesicht der Adoptivmutter hat sich gelöst. Sie atmet auf. Sie darf „ihr" Kind behalten.

QUICK bindet Ihnen einen Bären auf — Sie werden entzückt sein

Die Liebe ist kein Honig-schlecken

Roman von Mark Rascovich


Zeichnungen: Medard

Ur Kamaks Welt brach zusammen, als er sich an einem grauen Winternachmittag im Direktionsbüro des Kultusministeriums einfand. Er war schon oft dort gewesen, aber stets als wichtige Persönlichkeit — als ein aufrechter Bürger der Sowjetunion, der sich vor nichts und niemandem in der Welt zu fürchten brauchte. Wie immer war er auch heute aufs höflichste empfangen worden, mit der Ehrerbietung, die einem „verdienten Künstler der Sowjetunion“ zukommt. Dennoch war ein Anflug von Verlegenheit in der Begrüßung zu spüren. Der Direktor des Ministeriums, Sergei Ilyanowitsch Branoff, gehörte zu jenen Menschen, denen es schwerfällt, natürlich zu sein — außer unter Einfluß von Alkohol. Dann wurde er grob, laut und ausfallend. Etwas von jenen Eigenschaften war auch noch zu spüren, wenn er nüchtern war. Der Direktor war ein großer, schwerer, dunkelhäutiger Mann, anders als der wespendünne, mondblasse, kleine Usbeke Ur Kamak, der ihm gegenübersaß. Nach höflicher allgemeiner Unterhaltung hatte der Direktor sich geräuspert und sich mit einer Akte auf seinem Schreibtisch zu schaffen gemacht, als könnte er sich nicht entschließen, mit der Sprache herauszurücken. Ur half ihm. „Genosse Direktor, lassen Sie uns bitte zur Sache kommen: Natascha und ich haben unseren Kontrakt noch nicht erhalten. Ich darf doch annehmen, daß die Spielzeit hier in Moskau wie üblich beginnt . . .?“

Die Liebe ist kein Honigschlecken

„Ja, ja, gewiß." Der Direktor hustete.

„Lassen Sie uns nicht mit Worten spielen. Natascha und ich stehen in diesem Jahr nicht auf dem Programm. Ist es nicht so, Sergei Ilyanowitsch?"

Der Direktor hustete wieder.

„Ja, das stimmt, Ur Baltarowitsch. Es ist mir schmerzlich, Ihnen mitteilen zu müssen, daß wir genötigt sind, Ihre großartige Nummer abzusetzen."

Urs asiatisches Gesicht ließ nicht erkennen, wie betroffen er war. Mit ruhiger Stimme fragte er: „Warum?"

Der Direktor stand auf und schritt um seinen großen Schreibtisch herum. „Natascha ist fast dreißig Jahre aufgetreten. Eine lange Zeit. Sie fängt an, alt zu werden. Zu alt, scheint mir . . ."

„Alle Welt liebt Natascha."

„Natascha ist eine Legende. Wir dürfen sie nicht zerstören, indem wir zulassen, daß sie die Schwäche und den Verfall des Alters öffentlich zur Schau trägt." Als käme ihm plötzlich die Härte seiner Worte zum Bewußtsein, versuchte der Direktor, einen leichteren Ton anzuschlagen: „Schließlich ist sie letztes Jahr von ihrem Fahrrad gefallen — dazu vor dem gesamten Präsidium des Obersten Sowjets."

„Selbst das machte sie gut."

„Ja, aber auf eine Art, die Mitleid erregte. Oder finden Sie es etwa komisch, wenn eine alte Dame vor einer großen Zuschauermenge von ihrem Fahrrad fällt? Außerdem hat sie bei einer Galavorführung einen Obersten der Roten Armee gebissen."

„Einen betrunkenen Soldaten, der sie belästigt hatte!"

„Mein lieber Ur Baltarowitsch . . . Ein Oberst der Roten Armee ist niemals ein betrunkener Soldat — einerlei, wie betrunken er ist. Und ihn zu beißen, ist kein Spaß. Jedenfalls nicht offiziell. Unglücklicherweise müssen wir uns jetzt offiziell mit Natascha befassen."

Ur seufzte tief. Er erhob sich mit einem Achselzucken. „Ich bin nicht gekommen, um zu betteln, Genosse Direktor." Er wandte sich zur Tür.

Aber der Direktor versperrte ihm den Weg. „Halten Sie uns nicht für undankbar, Ur Baltarowitsch! Sie sind beide verdiente Künstler der Sowjetunion; Ihnen gebührt unser aller Respekt."

„Ich danke Ihnen."

„Das Ministerium wird besondere Maßnahmen treffen, damit Sie Natascha ersetzen können." Er lächelte. „Wir werden Ihnen reichlich Zeit und Geld zubilligen, damit Sie Ihr Genie einer neuen Natascha widmen können."

Mit verkniffenen Augen blickte Ur zu dem Direktor hinauf. Dann glühten seine Augen plötzlich voll Haß. „Nein, danke, Genosse Direktor." Er erzwang sich den Weg zur Tür und öffnete sie.

„Warten Sie!"

Ur blieb auf der Schwelle stehen, ohne sich umzudrehen.

„Wir wünschen aufrichtig, Natascha Ehre zu erweisen", erklang hinter ihm die Stimme des Direktors mit übertriebener Höflichkeit. „Das Komitee hat einen Beschluß gefaßt, der ihr einen Platz in den Annalen der Sowjetkunst sichern wird. Sie wird für immer einen Ehrenplatz in der Großen Halle unseres Ministeriums einnehmen. Wir werden sie dort aufstellen lassen!"

Ur starrte Branoff an.

„Aufstellen? Sie meinen . . . ausstopfen? Mit Heu und Sägemehl? In irgendeine idiotische Pose gezwängt? Mit Glasaugen in die dumme Menge blickend, die herbeikommt, um sie als Tote anzugaffen? Ist das die Ehrung, die Sie für meine Natascha im Sinne haben?"

Die olivgrüne Gesichtsfarbe des Direktors verblaßte zu galligem Weiß. Er schwoll an wie ein wütender Ochsenfrosch. „Genosse Kamak! Sie entwürdigen etwas, das nur den Allergrößten zugebilligt wird!" sagte er.

Und danach wurde ihm von Ur die Tür vor der Nase zugeschlagen.

Ur Baltarowitsch Kamak schritt durch das Empfangszimmer an dem erschrockenen Sekretär vorüber und hinaus in die marmornen Wandelgänge des Ministeriums. Er ging mit raschen, entschlossenen Schritten die riesige Treppe hinunter in die Haupthalle mit ihren reichverzierten Säulen. Er eilte durch den Schwarm von Besuchern, die gerade auf dem Weg zur Kunstausstellung in der Großen Halle waren. Aber ehe er das Gebäude verließ, schwenkte er plötzlich um.

Hinter der riesigen Bronzestatue Lenins war eine Toilette. Ur betrat eines der Örtchen, löste sorgfältig den Orden eines „Verdienten Künstlers der Sowjetunion" von seiner Weste und warf ihn in das Becken.

Dann erleichterte er sich und spülte den Orden hinunter.

Ein heiterer Auftritt — mit Schwermut im Herzen

Am Abend jenes Tages sollten Ur Kamak und Natascha bei einem Empfang in der Britischen Botschaft auftreten.

Bis zur Stunde der Zusammenkunft mit dem Direktor des Ministeriums für Kultur hatte Ur sich auf den Abend gefreut — jetzt sah er der Veranstaltung schweren Herzens entgegen.

Sogar Natascha schien irgendwie seine Verzweiflung zu spüren: Als er sie aus ihrem Käfig führte, kuschelte sie ihren großen zottigen Kopf an seine Schulter und gab unglückliche, knurrende Laute von sich. Er bemerkte, daß ihre Augen rot waren und Tränen ihre grauen Backen mit häßlichen dunklen Streifen besudelten. Die große kahle Stelle an ihrem Hinterteil, wo das Fell abgewetzt war, sah schuppiger aus als sonst. Als sie sich auf die Hinterbeine stellte, damit er ihr den weiten Bauernrock um den Leib binden konnte, stöhnte sie vor Anstrengung. Aber als sie sich dann zu ihrer vollen Größe aufrichtete, ragte sie mehr als zwei Meter hoch.

„Komm, mein Liebling!" flüsterte Ur. Er reckte sich auf die Zehenspitzen, um ihren Rock festzuschnüren. „Heute abend mußt du dein Allerbestes tun."

Der weite gestickte Rock verbarg die kahle Stelle. Die leuchtendrote Bluse mit dem eingenähten Busen bedeckte die höckerige Brust. Und ehe Ur ihr das Kopftuch umband, wischte er ihr die Augen und das Gesicht ab.

„Ach, Natascha, du siehst so jung und schön aus wie je!"

Sie blinzelte ihn ungläubig an, setzte sich auf ihre Keulen und schaukelte hin und her wie eine alte Dame, die Schmeicheleien zurückweist.

Ur wandte ihr den Rücken und unterdrückte einen tiefen Seufzer. Er selber kleidete sich für diese Veranstaltungen stets ganz schlicht in die traditionelle, grobe Tracht des russischen Arbeitsmannes: schwarze, weite Kniehosen. Schwarze Stiefel. Geflickte weiße Bluse. Ledermütze. Die schmucken Kosakenuniformen überließ er anderen, zweitrangigen Bärenbändigern.

Natascha und Kamak, verdiente Künstler der Sowjetunion . . .

Ur runzelte die Stirn, als ihm einfiel, was er mit seinem Orden getan hatte. Aber er nahm Nataschas Orden aus dem kleinen samtgefütterten Etui und steckte ihn an ihre Bluse. Dann führte er sie die Treppe hinauf.

Im Vorplatz wartete Velia.

Urs schöne Nichte war gerade zwanzig Jahre alt und hätte mit ihrem usbekischen Charme jeglicher diplomatischen Veranstaltung zur Zierde gereicht — aber sie begleitete Ur und Natascha nur zu größeren Vorführungen, wie die im Moskauer Zirkus.

Velia war ein sanftmütiges, fast schüchternes Mädchen. Sie hatte Menschenmengen nicht gern. Aber sie liebte Natascha, und die Bärin liebte sie.

„Ach, wie schön du bist, Natascha!" Velia hielt der Bärin ein großes Stück Gerstenkandis hin, das diese mit einem Grunzen des Wohlbehagens verzehrte.

Ur schüttelte den Kopf. „Das ist nicht gut für sie. Ihre Augen triefen. Das kommt sicher von zuviel Zucker."

„Du machst dir zuviel Sorgen, Onkel!" Velia kraulte Natascha die Stirn.

„Und du denkst zu wenig." Ur griff nach dem großen Ledermaulkorb und der Kette, die am Garderobenständer neben der Tür hingen.

Velia sperrte ihre mandelförmigen Augen erschrocken auf. „Was ist nur heute abend mit dir los, Onkel?"

„Nichts." Ur starrte auf den Maulkorb in seinen Händen, innerlich den Obersten der Roten Armee verfluchend, der Natascha dazu gebracht hatte, ihn zu beißen. Seitdem war der Maulkorb für alle öffentlichen Vorführungen angeordnet worden.

Nach dreißig Jahren ihres Auftretens mußte Natascha dieses grausame Ding aus Leder und Stahl tragen! Diesen widerlichen Maulkorb, der ihr das Gesicht wund rieb und ihr prachtvolles Mienenspiel lähmte.

Diese Narren — sie wußten nicht, daß die wirkliche Gefahr bei Bären in den Vorderpfoten mit ihren fünfzehn Zentimeter langen Krallen liegt. In ihnen steckt die Kraft von zehn menschlichen Armen. Die Kraft, einem Menschen den Rücken zu brechen und ihn vom Bauch bis zur Brust aufzuschlitzen.

Ur überlegte. Die Veranstaltung in der Botschaft war keine öffentliche Vorführung! Schnell entschlossen warf er Maulkorb und Kette in die Ecke.

„Onkel, aber Onkel, was ist denn los?" fragte Velia wieder.

„Nichts, was dich beunruhigen sollte, Täubchen." Warum sollte er Velia, seine bezaubernde Velia, mit seinen Sorgen belasten? „Wir sind bald wieder da. Komm, Natascha!"

Irgendwie wußten die Kinder aus der Nachbarschaft von Urs Moskauer Vorstadthaus stets, wann er und Natascha die Wohnung verließen. Obwohl das Wetter rauh war und der Wind nassen Schnee vor sich hintrieb, wartete auch heute ein halbes Dutzend Jungen und Mädchen. Sobald die Haustür sich öffnete und Natascha und Ur ins Freie traten, kreischten sie vor Entzücken. Und sofort begannen Natascha und Ur, ihre Rollen zu spielen.

Der große Bär erhob sich auf seine Hinterbeine und verwandelte sich in eine zänkische, herrschsüchtige Bauersfrau, die ihren täppischen kleinen Ehemann einschüchtert. Ungeduldig mit dem Fuß stampfend und laut brummend stand sie da, während Ur die Haustür zuschloß.

„He, Natascha! Gib's ihm nur gründlich!" schrie ein kleiner Junge.

Ur imitierte die Gebärden eines Mannes, dessen Schlüssel im Schloß festgeklemmt ist. Er schnitt hilflose Grimassen. Natascha schüttelte sich und watschelte los, wobei ihr weiter Rock im Winde flatterte. Sie legte ihre Tatze an die hintere Tür der eigens für sie gebauten Limousine, in der sie zu allen Veranstaltungen fuhr. Dann knurrte sie Ur an, er möge sich beeilen.

Die Kinder bogen sich vor Lachen.

Ur hatte nun den Schlüssel herausgezogen und eilte Natascha nach, mit ängstlichen, hüpfenden Schritten — das vollkommene Bild eines Pantoffelhelden. Beflissen öffnete er ihr die Tür und half ihr beim Einsteigen.

Die ganze Szene hatten Ur und Natascha den Kindern schon mehr als hundertmal vorgeführt. Aber ein todernster Gesichtsausdruck gehörte dazu, und Urs Usbekengesicht verriet nie das innere Vergnügen, das er dabei empfand. Er lüftete seine Mütze und verbeugte sich vor den Kindern.

Dann stieg er in den Wagen, ließ den Motor an und griff nach hinten, um festzustellen, daß die doppelten Schlösser der beiden Türen gesichert waren.

Endlich startete er — und während das Gelächter der Kinder in der dunklen Winternacht verklang, ergriff eine unerträgliche Schwermut sein Herz, das Herz des weltberühmten Clowns Ur Kamak . . .

Die große Dame naht auf allen vieren

Als Urs Limousine das Portal der Botschaft erreicht hatte, hielt er kurz an — gerade lang genug, um von den unvermeidlichen MWD-Posten kontrolliert zu werden. Und lang genug, um sich über die Lehne nach hinten zu beugen und Natascha einen Knuff zu versetzen. In letzter Zeit hatte sie sich ange-



Velia . . . Aus Liebe zu ihr riskiert ein britischer Diplomat Kopf und Kragen.



8 mal 4
24 Stunden bezaubernd frisch!
Zu jeder Stunde schenkt Ihnen 8 mal 4 mit Seife, Puder, Spray oder Roller das sichere Gefühl, durch die desodorierende Wirkung bezaubernd frisch zu sein.
8 mal 4
kosmetikseife
DM 1.50
8 mal 4
körperpuder
8 mal 4
roller
DM 3.75
8 mal 4
körperspray

Die Liebe ist kein Honigschlecken

wöhnt, auf dem Rücksitz einzuschlafen. Durch den Knuff erwachte sie, richtete sich verschlafen auf und blinzelte wie eine grauhaarige alte Bauersfrau.

Ur fuhr auf der gepflasterten Einfahrt weiter und parkte neben dem strahlend beleuchteten Haupteingang.

Ein uniformierter Portier ging zur hinteren Tür des Wagens, um sie zu öffnen. Es war ein russischer Angestellter der Botschaft, der Natascha gut kannte. „Donnerwetter!" rief er aus. „Hier kommt ja der Ehrengast!"

Die gläsernen Doppeltüren mit dem vergoldeten britischen Löwen öffneten sich lautlos in ihren gut geölten Scharnieren. Ein steifer Diener in Livree hielt sie offen, während George W. Faversham, Erster Botschaftssekretär, in seiner prächtigen Diplomatenuniform heraustrat. Er war ein sympathischer junger Mann, in Eton erzogen. Seine blauen Augen über dem sandblonden Schnurrbart musterten das seltsame Gefährt erwartungsvoll.

„Weiß Gott, sie kommen genau auf die Minute!" Und in seinem grauenhaften Russisch fügte er hinzu: „Willkommen, Herr Kamak — willkommen, Natascha!"

Ur lüftete seine Mütze höflich, während er aus dem Vordersitz kletterte. Dann öffnete er die hintere Tür, und Natascha kam sehr wenig damenhaft auf allen vieren heraus. Gleich darauf erhob sie sich auf ihre Hinterfüße, aber ihre Bewegungen waren müde,



Natascha tanzt — und ahnungslos schmunzeln die Exzellenzen.

und Ur bemerkte, daß ihre Augen wieder trieften.

„Natascha, du hast deinen Rock zerknittert!" Ur machte sich daran, ihre Bluse und ihr Kopftuch zu glätten.

Natascha knurrte und leckte ihm mit schnalzender Zunge übers Gesicht. Danach legte sie ihre rechte Tatze auf Urs linken Arm, und sie betraten die Botschaft. Der große Auftritt begann — zum letztenmal...

Der Festsaal war ungefähr sechzig Meter lang. Vergoldete Säulen trugen eine gewölbte Decke, von der glitzernde Kronleuchter herabhingen. Die Gäste standen am hinteren Ende vor einem riesigen, mit Delikatessen überladenen Büfett. Man sah diplomatische und militärische Uniformen, darunter auch ein paar russische. Aber die meisten Herrn trugen Smoking und die Damen kurze Abendkleider.

Als Natascha und Ur hereingeschlendert kamen, nach einer formvollendeten Anmeldung — sie ein wenig schwankend und mit einer Art kindischem Lächeln, er in seinen viel zu weiten Hosen neben ihr hertrottend — erklang lautes Gelächter.

Die Damen kreischten vor Entzücken, die Männer klatschten laut Beifall, und Seine Exzellenz der Botschafter rief laut und deutlich: „Donnerwetter!"

Ein angemessen weiter Kreis bildete sich um Ur und Natascha, die durch die Menge zu dem Botschafter hinübergingen.

Urs geschickte Art, Natascha zu führen, ließ die Illusion, daß *sie ihn* führte, nie verlorengehen. Seine scharfen Augen hatten Seine Exzellenz entdeckt, und trotz seines scheinbar unsicheren Gebarens und seiner gespielten Verwirrung richtete er es so ein, daß Natascha vor dem Botschafter stehenblieb.

Während Ur mit einem nichtssagenden Gesichtsausdruck im Zimmer umherblickte, als suche er den Gastgeber, machte Natascha ohne erkennbare Aufforderung einen breitbeinigen und schwerfälligen Knicks vor Seiner Exzellenz. Dann gab sie ihrem Begleiter einen derben Stoß, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er seine Manieren wohl vergessen hätte und sie vor einer so erlauchten Persönlichkeit blamierte.

Ur zog eine erstaunte Grimasse und verbeugte sich, seine Mütze lüftend, vor dem Botschafter, der sich vor Lachen bog.

„Himmel! Du liebe Zeit! Verflucht noch mal! Wie verdammt komisch!"

Nachdem Natascha dem Gastgeber ihre Ehrerbietung erwiesen hatte, begann sie, vor dem Rest der Gesellschaft zu knicksen, und obwohl Ur keinen Augenblick aufhörte, die Rolle des tölpelhaften Begleiters zu spielen, benutzte er die Gelegenheit, geschwind sein Publikum zu mustern.

Seine halb zugekniffenen schwarzen Augen taxierten blitzschnell die lachenden Gesichter, und er entdeckte sofort die anwesenden Russen. Die beiden, die bei dem Botschafter standen, waren hohe Beamte des Außenministeriums. Ein anderer, in einem blauen Sergeanzug, kam vom Ministerium für Außenhandel. Ferner sah er einen Admiral und einen General. Einen Augenblick meinte Ur, es wäre niemand vom Kultusministerium zugegen — aber dann stand ihm eine Sekunde das Herz still, denn er sah ausgerechnet Direktor Sergei Ilyanowitsch Branoff hinter einer Säule hervorschielen.

Branoffs Miene war finsterer als üblich. Also gut, Ur wollte es ihm schon zeigen: Natascha würde heute abend ihre Sache so vorzüglich machen, daß man ihr einfach wieder einen Platz im Spielplan des Moskauer Zirkus geben *mußte*.

Als Natascha ihren letzten Knicks machte, stolperte Ur über ihren Rock und fiel ihr platt vor die Füße. Brüllendes Gelächter erscholl, als sie ihn aufhob und brummend schüttelte.

Botschaftssekretär Faversham trat in den freigelassenen Kreis.

Er stellte sich dicht neben die Bärin und hob die Arme, um Ruhe zu erbitten.

„Meine verehrten Damen und Herren — wenn Sie es noch nicht erraten haben: Dies ist Natascha, der berühmteste Tanzbär der Sowjetunion. Nein: der ganzen Welt! Zweifellos haben die meisten unter Ihnen ihre zauberhaften Vorführungen im Zirkus..."

Er hielt mit verwundertem Gesichtsausdruck inne, denn eine erneute Welle des Gelächters ging durch den Festsaal: Natascha hatte sich in aller Ruhe auf ihr Hinterteil gesetzt und starrte den Ersten Sekretär mit einem Ausdruck geradezu unerträglicher Langeweile an.

Seine Exzellenz der Botschafter brüllte vor Lachen. „Wahrhaftig, Faversham, sie hat Sie um Ihre ganze schöne Rede gebracht."

Faversham selber konnte nicht weitersprechen vor Lachen. Sein Gesicht lief rot an. „Dieses Tier! Nein..."

Natascha beugte sich zu ihm hinüber und leckte ihm plötzlich mit einem Schwung ihrer feuchten Zunge über das Gesicht. Dann sank sie auf den Boden und rollte sich auf den Rücken, ein Bein hoch in die Luft gestreckt und mit einem Blick, der Faversham zu beschwören schien, nicht nur zu reden, sondern lieber etwas zu tun.

Der Festsaal bebte förmlich unter den Schreien der Begeisterung. Ur aber blickte Natascha an. Ein Ausdruck besorgten Erstaunens huschte über sein Gesicht.

Die urkomische Szene war keineswegs ein Teil der Nummer — er wußte sofort, was es in Wirklichkeit bedeutete: ein Zeichen, daß die arme Natascha bereits ermüdet war und sich am liebsten hinlegen und schlafen würde. Aber nur er wußte das.

Ur brachte die Vorführung rasch ins Geleise, ohne das Publikum oder Natascha seine Befürchtungen merken zu lassen, und die einstudierten Kunststücke sorgten dafür, daß die allgemeine Heiterkeit in den nächsten zwanzig Minuten nicht nachließ. Natascha und er waren oft zu Galavorführungen in privaten Gesellschaften geladen worden, sogar im Kreml. Sie hatten bei verschiedenen Gelegenheiten selbst Stalin in geräuschvolle Heiterkeit versetzt mit ihrer drolligen Mann-und-Frau-Nummer: der riesige Bär, in ein flatterndes, hochbusiges Bauernkostüm gekleidet, und daneben der schüchterne kleine Mann in seinen viel zu weiten Hosen.

Das war die Nummer, die Ur und Natascha auch heute vorführten.

Mit einer Steppdecke als Requisit spielten sie ein zänkisches Paar, bei dem die Frau versuchte, ihren faulen Mann aus dem Bett zu kriegen. Die Nummer endete damit, daß Natascha ihren „Mann" am Kragen aufhob und auf seinen Stuhl am Frühstückstisch setzte.

Dann spielten sie die klassische Szene von dem unbekümmerten Ehemann, der sich in seine Morgenzeitung vergräbt. Während Natascha in ihrem Stuhl hin und her rückte, saß Ur ihr unbeweglich gegenüber, die Nase in der PRAWDA vergraben.

Dieses Spiel hatte seinen Höhepunkt in einem Wutausbruch der „Gattin", bei dem sie mit einer Tatze über den Tisch griff und die Zeitung in Stücke riß — dabei aber einen Fetzen in den Händen ihres „Ehemanns" ließ, den er unbekümmert weiterlas. Es war ein gefährliches Kunststück, bei dem Ur, ohne mit der Wimper zu zucken, dasitzen mußte, während die riesigen Krallen des Bären ein paar Zentimeter vor seinem Gesicht die Zeitung aufschlitzten.

Das Finale war die pantomimische Darstellung eines Bauerntölpels und seiner Frau, die einen Großstadt-Nachtklub besuchten.

Einer der Botschaftsdiener führte sie zu einem Tisch und stellte eine Flasche Wodka und zwei Gläser vor sie hin. Natascha saß sehr damenhaft auf ihrem Stuhl und bewies ihre fabelhafte Geschicklichkeit, indem sie das winzige Glas mit ihrer riesigen Tatze aufhob und so tat, als tränke sie. Ur verschüttete das seine höchst ungeschickt und wurde wegen seiner ungeschlachten Manieren zurechtgewiesen.

Skandal in der Botschaft — und Krimsekt mit Kaviar

Der Höhepunkt kam, als das Orchester einfiel und das Paar aufstand und in beschwipster Laune einen Volkstanz vorführte.

Und gerade bei diesem Höhepunkt ereignete sich die Katastrophe.

Unter dem begeisterten Beifall der Gäste wirbelten Ur und Natascha wie zwei riesenhafte Kreisel umher, schneller, immer schneller. Anfeuernde Rufe, wilde Musik — niemand außer Ur hörte das Schnaufen der Bärin. Und niemand außer ihm hätte gewußt, was es bedeutete: Natascha, seine gute, alte Natascha war am Zusammenbrechen...

„Bleib auf den Füßen, Geliebte! Nur noch ein paar Drehungen, Natascha! Halt durch, mein Täubchen, halt durch!" Er flüsterte es ihr zu — aber verstand sie seine Worte in dem tollen Durcheinander von Gelächter und Musik?

Nur noch eine Minute ... Nur ein paar Sekunden noch ... Ur ließ sich zu seinem letzten Sturz zu Boden fallen und schlug einen Purzelbaum.

In diesem Augenblick sollte Natascha aufhören zu tanzen, ihn mit dem Gebaren einer Frau, die über das Benehmen ihres Mannes erbost ist, aufheben und vom Tanzboden wegschleppen.

Aber Natascha tat nichts dergleichen.

Sie drehte sich noch ein paarmal — und verlor das Gleichgewicht.

Der Laut, den sie ausstieß, ließ Ur das Blut in den Adern erstarren — dann taumelte sie blindlings in die Reihen der Gäste, deren Gelächter sich in Schreie des Entsetzens verwandelte. Mit einem unbeschreiblichen, hoffnungslosen Blick griff Natascha mit den Vordertatzen in die Luft. Es war ein letzter, verzweifelter Versuch, sich aufrecht zu halten. Er mißlang. Natascha fiel mit ihrer Rückseite mitten in das aufgebaute riesige Büfett und zerschmetterte es krachend.

Wie eine Streichholzschachtel zersplitterte die Tischplatte, die großen silbernen Schüsseln mit Kaviar und den besten Leckerbissen der Sowjetunion fielen auf den Teppich, und zwischen kostbaren Vasen mit Rosen aus der Krim kullerten Champagnerflaschen und zerbrochene Teller.

Ur sprang auf, drängte sich durch die in panischen Schrecken versetzten Gäste. „Natascha! O Natascha! Was hast du getan?"

Doch da überschrie ihn die Stimme eines der russischen Offiziere: „Erschießen! Die Bestie sofort erschießen!"

Natascha wand sich aus dem Trümmerhaufen heraus und setzte sich auf — inmitten der Scherben von Glas und Porzellan. Ihr Kleid war von oben bis unten mit einem klebrigen Brei zerquetschter Delikatessen besudelt. Über ihren Kopf stülpte sich eine große silberne Schüssel, aus der Kaviar grau über ihr Gesicht quoll. Hilflos starrte sie Ur an. Dann seufzte sie, als wollte sie sagen, daß an der Tragödie doch nichts mehr zu


RENDEZVOUS DER PROMINENZ:
Restaurant Las Trece Monedas, Lima, Peru
Weltreisende, deren Flugroute nach der peruanischen Hauptstadt führt, werden in Lima unausbleiblich im Restaurant »Las Trece Monedas« festlich dinieren. In dem altspanischen Palais verkehrt die sehr reservierte Gesellschaft von Peru, betreut von Schweizer Gastronomen; gelegentlich speist hier auch ein feinschmeckerischer Fremder wie Nelson Rockefeller . . .
International geschätzt ist die Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR.
Auf fünf Kontinenten stimmen geschmackssichere Cigaretten-Kenner in ihrem Urteil überein: *Die ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur.*
ASTOR
ASTOR

Die Liebe ist kein Honig-schlecken

retten wäre — und anschließend fing sie an, die kostspieligen Leckerbissen von sich abzulecken.

Ur blieb wie angewurzelt stehen und starrte auf die Trümmer des Büfetts. Für ihn bedeuteten sie mehr: die Trümmer seines Lebens.

Hinter ihm verstummten die Angstschreie. Protest und Empörung setzten ein. Von irgendwoher hörte er Seine Exzellenz sagen: „Weitergehen! Jedermann weitergehen! Frauen zuerst! Weitergehen, verdammt noch mal!"

Dann hörte er eine andere Stimme und fühlte eine Hand auf seiner Schulter.

Beides gehörte unverkennbar dem Genossen Direktor Branoff:

„Genosse Kamak — Sie werden dieses Tier morgen früh in der Abdeckerei der Sanitätsbehörde abliefern. Dann finden Sie sich im Kultusministerium ein, um sich für Ihre kriminelle Fahrlässigkeit zu verantworten. *Ich erwarte Sie, Genosse Kamak, morgen früh.*"

Der General erscheint — der Zirkus kann beginnen

Der nächste Morgen war trübe und grau. Kalter Nordwind jagte beißende Schneeflokken durch die Straßen. Der Matsch des Vorabends war in der Nacht zu Eis erstarrt.

Um elf Uhr ließ der Herr Direktor in seinem elegant eingerichteten Privatbüro im Kultusministerium seiner Wut freien Lauf: Ur Kamak war nämlich *nicht* erschienen.

Ein Telefonanruf bei ihm zu Hause war unbeantwortet geblieben. Es wurde offenbar, daß sich aus dieser Natascha-Affäre ein größerer Skandal entwickelte.

Genosse Branoff, dessen einzige Beziehung zu den Künsten in seinem unersättlichen Bedürfnis nach Publikum lag, hatte seine beiden stellvertretenden Direktoren und seine Privatsekretärin um sich versammelt.

„Es ist klar, daß Genosse Kamak es in dieser Sache mit der Taktik des Widerstands versuchen wird", rief er, nachdem er sich einiger völlig spontaner Flüche entledigt hatte. „Seine Urteilsfähigkeit als Sowjetkünstler ist von der Sentimentalität um ein blödes Tier getrübt worden!"

Der Erste stellvertretende Direktor wagte zu lächeln. „Ich glaube, Genosse Direktor, ganz Rußland betrachtet Natascha mit einer gewissen Sentimentalität. Außerdem war die Vorführung genehmigt."

„Jawohl — von Ihnen. Sie haben das Auftreten bei diesem wichtigen diplomatischen Ereignis gestattet, obwohl Sie genau wußten, daß Nataschas Zuverlässigkeit vom Komitee in Frage gestellt war. Das ist verantwortungslos, Genosse!"

Der Zweite Stellvertreter stotterte eine Entschuldigung: „Genosse Direktor, bedenken Sie bitte, Ihr Erster Stellvertreter hatte Ihre Anweisungen noch nicht bekommen. Die autorisierten Abschriften sind überhaupt nicht bis auf seinen Schreibtisch gelangt." Er warf einen anklagenden Blick auf die Sekretärin. „Die Genossin . . ."

Der Direktor unterbrach ihn, indem er mit der Hand auf die Schreibtischplatte schlug.

„Genug", brüllte er. „Sie werden diese Sache nicht vertuschen, indem Sie Ihre Mitarbeiter beschuldigen! Das Komitee hat vor einer Woche beschlossen, daß der Bär liquidiert werden soll! Statt dessen wird es zugelassen, daß er auf dem exterritorialen Boden einer auswärtigen Botschaft einen internationalen Zwischenfall hervorruft!"

Während er diese Worte hinausposaunte, geriet er in völlige Raserei:

„Könnt ihr Narren euch denn nicht vorstellen, was passiert wäre, wenn die Bestie etwa den Britischen Botschafter gebissen hätte? Die ganze kapitalistische Welt hätte vor Empörung aufgeschrien. Und die Wirkung auf unsere Friedensoffensive . . . Das Außenministerium hat mir deswegen heute morgen schon die Hölle heiß gemacht. Ist es Ihnen klar, daß Nikita Sergejewitsch selbst den Außenminister in dieser Angelegenheit angerufen hat? Ich bin der Vorgesetzte sämtlicher Zirkuskünstler der Vereinigten Russischen Republiken. Außer für unzählige Clowns, Akrobaten und Gaukler habe ich die Verantwortung für achtundvierzig sibirische Tiger — neununddreißig afrikanische Löwen — vierzehn Leoparden — achtundsiebzig Seehunde — hundertundneunzehn abgerichtete Hunde — und hundertundzwei Tanzbären! Ein jedes dieser Tiere beweist mehr Intelligenz und Schulung als der Stab von Beamten, mit dem ich sie beaufsichtigen soll!"

„Ja, diese Dompteure wirken wahre Wunder mit Geduld und Verständnis", sagte der Erste Stellvertreter nach dieser langen Rede.

Genosse Branoff starrte seinen Ersten Stellvertreter an und begann seinen Atem laut einzusaugen, um sich für eine entscheidende Explosion aufzublähen.

Doch da wurde plötzlich die Tür zum Empfangszimmer aufgerissen, und ein untersetzter, kräftiger Mann mit einer spiegelblanken Glatze stand auf der Schwelle und blickte mit steinernem Gesichtsausdruck in das Büro.

Michael Zappotin von der Juristischen Abteilung des Ministeriums . . . Sein plötzliches Erscheinen veranlaßte den Direktor, sich durch Aushauchen der angesammelten Luft wieder auf sein Normalmaß zu reduzieren und unterwürfig auszurufen:

„Genosse Zappotin! Welch ein Vergnügen, Sie zu sehen!"

Zappotin betrat das Büro mit katzenartigen Schritten.

„Ich komme gerade vom Genossen Minister", verkündete er gelassen, wobei einen kurzen Augenblick ein unfreundliches Lächeln in seiner Miene aufleuchtete, ein Lächeln, das erkennen ließ, daß seine oberen Schneidezähne aus rostfreiem Stahl angefertigt waren.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Genosse Zappotin!" sagte der Direktor und bot seinem Besucher einen Stuhl an.

Aber Zappotin ging um den Schreibtisch herum und setzte sich auf die Fensterbank, ohne den Blick von dem Direktor abzuwenden. Sein Lächeln war erloschen.

Zappotin war nächst dem Minister der meistgefürchtete Mann im Ministerium. Er war der Beamte, dessen Aufgabe darin bestand, mehr als sechstausend Künstler und Verwaltungsangestellte des Ministeriums politisch zu beaufsichtigen. Sein Titel hieß „Chef der Juristischen Abteilung", und er gab sich gewöhnlich als Jurist. Aber in Wirklichkeit war er der Vertreter des MDW und bekleidete den Rang eines Brigadegenerals der Reserve. Vor der Periode des „Tauwetters" hatte er Uniform getragen — jetzt trug er unauffällige Anzüge.

Er verschränkte die Arme auf seiner breiten Brust und fragte: „Was haben Sie in der Kamak-Natascha-Sache getan, Genosse Branoff?"

„Ich habe Telefongespräche mit dem Außenminister geführt und natürlich auch mit dem Kultusminister. Wir beschlossen, daß der Zwischenfall den Zeitungen nicht gemeldet werden soll und daß etwaige Telegramme auswärtiger Korrespondenten vom Zensor nicht durchzulassen sind. Der Außenminister wird sich bei dem Britischen Botschafter entschuldigen. Wir beschlossen ebenfalls, daß unser Ministerium sein Bedauern aussprechen und eine Entschädigung für das beschädigte Eigentum der Botschaft zahlen wird. Wir . . ."

„Sie sagen fortwährend *wir*", unterbrach ihn Zappotin. „Sie sprechen über Entscheidungen, die ausschließlich von den Ministerien getroffen wurden und bei denen Sie nicht das geringste zu sagen haben! Ich möchte wissen, was *Sie* getan haben!"

„Ich — äh — ich habe dem Genossen Kamak befohlen, sich heute morgen hier einzufinden . . ."

„Wo ist er?"

„Er ist verspätet — in der Tat, ich glaube nicht, daß er kommt. Aber ich wollte Sie deswegen gerade anrufen, Genosse Zappotin — ich wollte Sie bitten, ihn verhaften zu lassen."

„Verhaften?"

„Ja . . . verhaften!"

„Auf Grund welcher Beschuldigung?"

„Nun . . . erstens wegen Mißachtens von Befehlen. Der Bär sollte zu jeder Zeit mit Maulkorb und Kette gesichert werden. Zweitens wegen böswilliger Zerstörung von Eigentum — Kristall und Porzellan im Werte von fast einer halben Million Rubel und ein antikes Bankettbüfett. Und ich muß zu meinem Bedauern sagen, daß ich bei dem Genossen Kamak eine eigenwillige und unbotmäßige Einstellung festgestellt . . ."

„Und deshalb sollen wir acht Jahre nach dem Tode des Genossen Stalin einen Sowjetbürger noch verhaften?" fragte Zappotin mit kühler Milde. „Und was soll mit dem Bären geschehen?"

„Man wird ihn natürlich erschießen müssen."

Zappotin musterte den Direktor aus schmalen, grünlichen Augenschlitzen. „Mit anderen Worten: Sie haben *nichts* getan — außer einen selbstverständlichen Befehl zu erteilen, dem nicht Folge geleistet wurde. Aber Sie schlagen vor, das Idol von mehreren Millionen sowjetischer Kinder ohne Umstände zu erschießen. Sie schlagen vor, einen der beliebtesten Clowns dieses Landes zu verhaften. Genosse Branoff, Sie setzen mich in Erstaunen!"

Branoff war blaß geworden. „Aber, Genosse Zappotin, dem Tier ist nicht mehr zu trauen! Es ist gefährlich! Und dieser Kamak! Ja, als ich ihm vorschlug, sich einen neuen Bären anzuschaffen — als ich sogar Geld und die Hilfe des Ministeriums anbot — schlug er mir die Tür vor der Nase zu!"

„Ich kann mir das Feingefühl vorstellen, mit dem Sie das Angebot vorgebracht haben."

„Was soll aber jetzt geschehen?"

Zappotin ließ sich von der Fensterbank gleiten und ging zur Tür. „Der Bär muß getötet und der Clown muß zurechtgewiesen werden", sagte er dann, als wäre es eine funkelnagelneue Idee. „Aber es darf nicht stümperhaft gemacht werden. Es muß mit echtem Feingefühl geschehen. Deshalb werde *ich* die Sache in meine Hände nehmen." Er öffnete die Tür und drehte sich noch einmal um. „Der Minister und ich sind von Ihnen enttäuscht, Genosse Branoff. Wir hoffen, Sie werden Mittel und Wege finden, unser Vertrauen wiederzugewinnen."

Ein kurzes Lächeln ließ den rostfreien Stahl zwischen seinen Lippen aufblitzen.

Dann entschwand er.

Ein Bär als Staatsfeind? Nicht zu glauben!

Seine Exzellenz Sir Hubert, Botschafter Ihrer Majestät Elisabeth II., Königin von England, saß an seinem Schreibtisch. In Gedanken versunken blickte er aus dem hohen, bis auf den Boden reichenden Doppelfenster.

Ein paar Schritte entfernt vom Schreibtisch des Botschafters saß Faversham, der Erste Sekretär, in einen grauen Flanellanzug gekleidet, ein Notizbuch auf dem Schoß.

„Ich glaube, Sir", sagte er, „die Angelegenheit wird mit einer Entschuldigung des sowjetischen Außenministeriums enden. Sie haben angeboten, das zerbrochene Geschirr zu ersetzen . . ."

„Ach, zum Teufel mit dem Geschirr! Was mir allein Sorge macht, ist diese bezaubernde Natascha und ihr ulkiger Begleiter, der kleine Kerl mit den weiten Hosen. Ich fürchte, es wird ihnen schlecht ergehen . . ."

„Wieso, Sir? Man würde sich doch nur lächerlich machen. Einen Bären und einen Clown als Staatsfeinde zu behandeln! Nein, ich glaub's nicht."

„Hören Sie, Faversham: Wir sollten uns mit diesem Ur Kamak in Verbindung setzen und ihm sagen, daß alles allright ist. Daß wir ihm den Vorfall nicht übelnehmen."

Faversham zog erstaunt die Augenbrauen hoch. „Aber, Sir — so etwas tut man hier doch nicht! Wir können uns nicht ohne weiteres mit einem x-beliebigen Bürger in Verbindung setzen! Das Außenministerium . . ."

„Ich bin über das erforderliche Protokoll selber unterrichtet", fuhr Seine Exzellenz dazwischen. „Aber in diesem außergewöhnlichen Fall sollten wir etwas unternehmen. Und zwar sofort — ehe sie es merken! Sie wissen, wie sehr Ihre Majestät Tiere liebt. Sie würde außer sich sein, wenn dieser arme Bär womöglich erschossen würde."

Faversham erhob sich mit einem Ausdruck des Entsetzens. „Sir, *das* werden Sie doch nicht tun!"

„Ich bin schon sehr viel länger hier als Sie, Faversham. Ich weiß, was Sie tun können . . ."

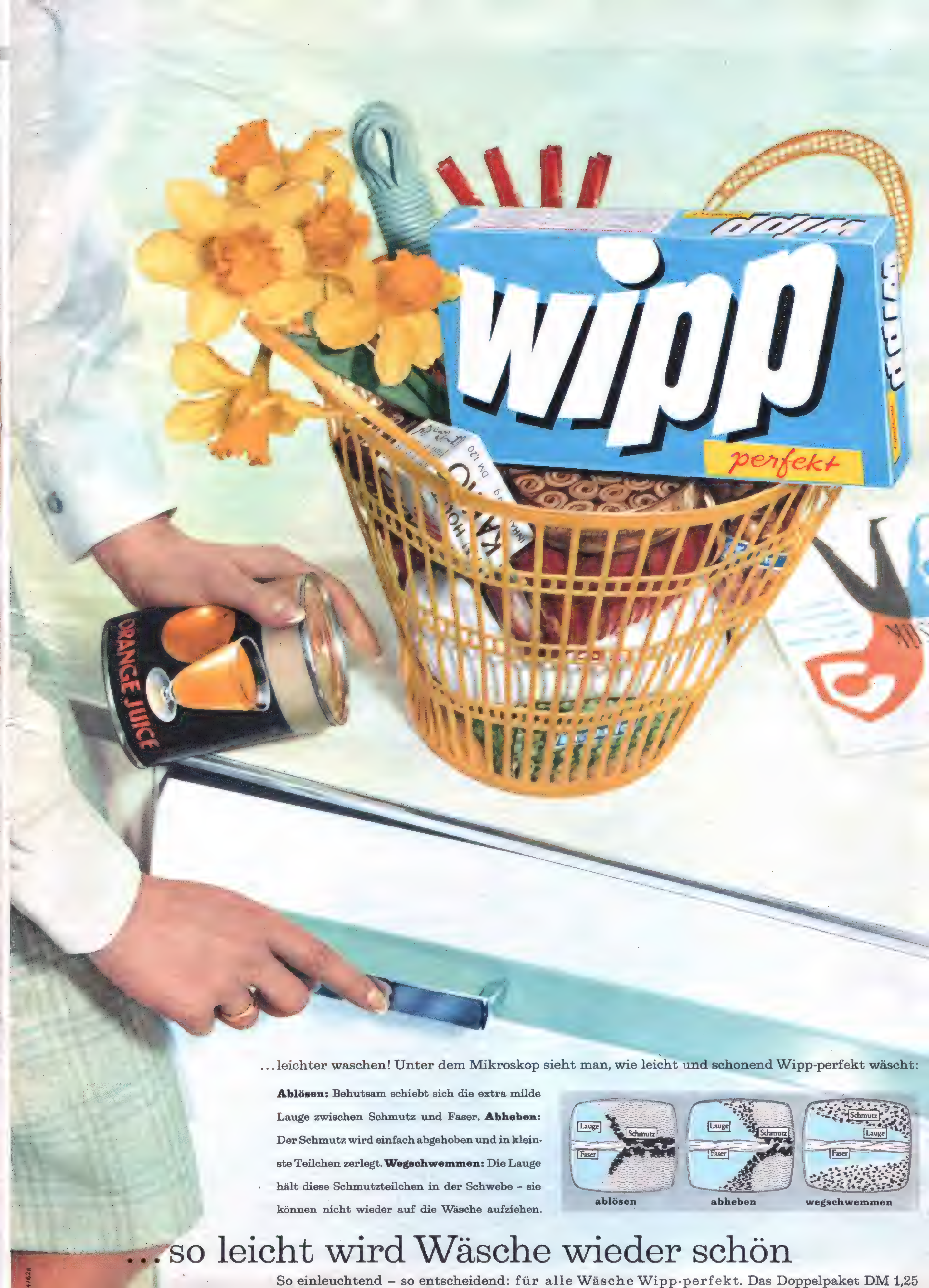
Er überlegte. Dann sagte er:

„Lassen Sie sich von einem unserer russischen Angestellten die Adresse besorgen und fahren Sie zu Kamaks Haus. Der MWD wird Ihnen selbstverständlich folgen — aber das ist ganz in Ordnung, denn sie sollen ja gerade wissen, was wir vorhaben — nur so können wir die beiden retten. Besuchen Sie also Mister Kamak. Sagen Sie, daß alles allright ist und daß es eine höchst amüsante Vorstellung war." Die Erinnerung brachte ihn zum Lachen. „Je eher Sie es tun, desto besser, Faversham. Also nur zu!"

Angebot in Spitzenwäsche

An demselben Morgen unterhielten sich noch zwei andere Ausländer über den Kamak-Natascha-Zwischenfall: Harry Oglevie und Maurie Stein, Moskauer Korrespondenten großer Pressebüros — Oglevie für ein britisches, Stein für ein amerikanisches.

Sie hatten im Haupttelegrafenamt darauf gewartet, daß ihre Telegramme von den Zensoren zur Weiterbeförderung freigegeben würden — ein Verfahren, das gewöhnlich höchstens eine halbe Stunde in Anspruch


wipp
perfekt
ORANGE JUICE
...leichter waschen! Unter dem Mikroskop sieht man, wie leicht und schonend Wipp-perfekt wäscht:
Ablösen: Behutsam schiebt sich die extra milde Lauge zwischen Schmutz und Faser. **Abheben:** Der Schmutz wird einfach abgehoben und in kleinste Teilchen zerlegt. **Wegschwemmen:** Die Lauge hält diese Schmutzteilchen in der Schwebe – sie können nicht wieder auf die Wäsche aufziehen.
Lauge
Schmutz
Faser
ablösen
Lauge
Schmutz
Faser
abheben
Schmutz
Lauge
Faser
wegschwemmen
...so leicht wird Wäsche wieder schön
So einleuchtend – so entscheidend: für alle Wäsche Wipp-perfekt. Das Doppelpaket DM 1,25

Die Liebe ist kein Honigschlecken

nahm. Heute hatte man sie schon über eine Stunde warten lassen.

Dabei hatte Oglevie doch nur einen kurzen Bericht über die Dynamo-Hockeymannschaft geschrieben und eine humoristische Schilderung der Gesellschaft in der Britischen Botschaft, an der er am Abend vorher teilgenommen hatte. Diesen kleinen Leckerbissen hatte er an seinen amerikanischen Kollegen weitergegeben, der eine verkürzte Version davon seinem Hauptbericht über eine neue sowjetische Wunder-Droge beigefügt hatte. Sollten etwa die Botschaftsparty und Natascha der Grund der Verzögerung sein?

„Sie haben die Geschichte mit Humor behandelt", sagte Stein. „Humor wird manchmal nicht so gut aufgenommen..."

Seine Rede wurde unterbrochen, als Tatjana Seminoff, Zweite Sekretärin der Presseabteilung, an den Schalter trat und ihnen mit den Kopien ihrer Telegramme zuwinkte. „Meine Herren, hier sind die Kopien", verkündete sie in perfektem Englisch. „Ihre Berichte sind freigegeben und übersandt worden."

Die beiden Korrespondenten gingen zum Schalter hinüber: Die Kopien der Geschichte von Natascha waren nicht dabei. Das bedeutete, daß die Berichte gestrichen waren...

„Ich glaube, da fehlt ein Teil, Tatjana", sagte Oglevie so unbefangen wie möglich. „Der von dem Tanzbären."

„Ach?" Tatjana heuchelte Erstaunen.

„Könnten wir mit dem Hauptzensor sprechen?"

Tatjana lächelte: „Leider unmöglich."

Stein beugte sich mit verheißungsvollem Blick über den Tisch.

„Hören Sie mal, Tatja: Wie wär's mit einer Verabredung für heute abend? Ich habe in meinem Zimmer im ‚Metropol' kaukasischen Sekt, amerikanische Schönheitsmittel und französische Spitzenwäsche!"

Tatjana wurde rot. Sie floh in die entlegenste Ecke.

„Maurie, Sie sollten das Mädchen nicht in seiner sozialistischen Moral verletzen", ermahnte Oglevie seinen Kollegen. „Aber was wollen wir nun wirklich tun?"

Sie gingen die breiten Stufen des Haupttelegrafenamtes hinunter.

„Wie können wir Ur Kamak finden?"

„Offiziell durch das Kultusministerium. Aber ich fürchte, die Leute da werden nicht sehr... kooperativ sein."

„Wie kooperativ ist Ihr Chauffeur?"



Vor Velia steht ein General. In Zivil ... Das kann nur Unheil bedeuten!

„Ein ordentlicher Bursche. Ach, Maurie, ich weiß: Es gibt nichts Besseres als eine gute Tiergeschichte..."

Stein zog seine Brieftasche heraus, aus der ein Bündel von Rubelscheinen hervorlugte. „Ich wäre bereit, ihm eine Gratifikation für riskante Dienste..."

„Mit Geld? Nein, so geht's nicht, Maurie." Oglevie hob seine Aktentasche hoch, öffnete sie und zeigte seinem Kollegen ein verborgenes Fach, das eine prächtige Sammlung von Füllfederhaltern, Drehbleistiften und Feuerzeugen sowie mehrere wohlfeile, aber elegant aussehende Armbanduhren enthielt. „Eine Uhr sollte genügen. Zumindest können wir es damit versuchen. Vielleicht noch ein paar von den vielfarbigen Bleistiften... Dafür würde er uns sogar zu Bulganins geheimer Datscha führen."

Die schöne Velia erhält unerwünschten Besuch

In seiner von einem Chauffeur gesteuerten Ziv-Limousine traf General Zappotin kurz nach zwölf Uhr mittags vor dem Haus von Ur Kamak ein.

Es schneite jetzt heftig, und die Einfahrt war mit frischgefallenem Schnee bedeckt. Aber Zappotins scharfe Polizistenaugen entdeckten rasch ein paar tiefe Reifenspuren, die noch nicht verschwunden waren. Er stieg aus, ging zur Haustür und läutete.

Niemand öffnete.

Er läutete wieder. Danach noch einmal, diesmal lang anhaltend, worauf er kräftig an die Tür klopfte. (Wenn's noch die guten alten Zeiten wären, könnte ich die Tür einschlagen... dachte er voller Ärger.)

Plötzlich öffnete sich ein Spalt, und Zappotin blickte in das hübsche, verweinte Gesicht eines verängstigten jungen Mädchens. Er erkannte Kamaks Nichte sofort, nahm seine Luchsfellmütze ab und nickte steif.

„Sie lassen einen Besucher vor Ihrer Haustür frieren, Velia Starowna?"

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?" fragte Velia, ohne die Tür weiter zu öffnen.

„Aber Velia Starowna! Ich bin Michael Zappotin vom Kultusministerium!" Er sprach mit scheinbar ehrlicher Verwunderung — er wußte recht gut, daß sie ihn erkannt hatte. (Ach, wenn's noch die alten Zeiten wären, schlüge ich ihr das hübsche Gesicht grün und gelb... dachte er im stillen.) „Ich möchte mit Ihrem Onkel Ur Baltarowitsch sprechen."

„Er ist nicht hier, Genosse Zappotin."

„Dann darf ich vielleicht auf seine Rückkehr warten?" Zappotin drückte gegen die Tür. Aber Velia hielt sie fest.

„Er wird so bald nicht wiederkommen", flüsterte sie, Tränen in ihren Mandelaugen.

Zappotins sanfter Ton wurde plötzlich rauh. „Lassen Sie mich ein! Sofort!"

Sie ließ die Tür los, und er betrat die Halle, von einer kalten Wolke von Schneeflocken begleitet.

„Ich komme als Freund", sagte er. „Aber ich bin ein Beamter des Kultusministeriums. Außerdem ein Offizier des MWD. Wenn es mir nicht gestattet wird, als Freund zu handeln, dann werde ich auf Grund meiner amtlichen Befugnisse handeln — sobald sich das als nötig erweisen sollte!"

Velia wich zurück, ohne zu antworten.

Zappotin schloß die Tür hinter sich, knöpfte seinen schweren Überzieher auf und hängte ihn an den Kleiderständer. Dabei bemerkte er den Maulkorb und die Kette.

„Ich sehe, Natascha ist hier..."

„Nein..."

„Ach so! Dann hat Ur Baltarowitsch sie, wie angeordnet, zur Abdeckerei gebracht?"

„Nein!" Dieses Mal spie sie ihm das Wort wütend entgegen.

„Und wo sind sie dann?"

„Onkel Ur hat mir nicht gesagt, wohin er gehen wollte", sagte Velia — und sie sprach die volle Wahrheit.

„Ich sehe schon, Sie wissen nicht das geringste, meine Liebe. Er ist also mit einem siebenhundert Kilo schweren Bären auf dem Rücksitz seines Automobils einfach davongefahren? Ohne ein Wort, ohne Vorbereitungen, ohne Pläne irgendwelcher Art?"

„Ich weiß nichts von Plänen und Vorbereitungen, Genosse Zappotin", erklärte ihm Velia mit beginnendem Trotz in der Stimme. „Ich hatte auch keine Zeit, mit ihm zu reden. Er hat mich den größten Teil des Morgens fortgeschickt, Besorgungen zu machen." Sobald sie die Worte ausgesprochen hatte, schien sie es zu bedauern.

„Besorgungen? Was für Besorgungen? Rationen für Natascha?"

Velia preßte die Lippen fest aufeinander.

Zappotin wartete einen Augenblick auf ihre Antwort. Dann seufzte er tief. „Ur Baltarowitsch hatte kein Recht, Sie in diese Angelegenheit hineinzuziehen, Velia Starowna. Sie sollten lieber an Ihrem Platz im Institut für fremde Sprachen sein."

„Mein Onkel hat mich nicht um meine Hilfe gebeten, Genosse Zappotin. Aber ich liebe ihn. Ich tue alles für ihn. Alles, was ich kann."

Zappotins schmaler Mund öffnete sich zu einem kurzen, gleichgültigen Lächeln, und seine Stahlzähne blinkten.

„Dies ist ein nettes Haus", sagte er, das Thema plötzlich wechselnd. „Sehr behaglich und hübsch gebaut. Ich möchte es mir einmal ansehen." Ohne auf Velias Erlaubnis zu warten, warf er einen Blick in das Wohnzimmer.

Während ihm das Mädchen folgte, machte sich Zappotin daran, mit scheinbar oberflächlichem Interesse Ur Kamaks Haus anzusehen. In Wirklichkeit untersuchte er alles sehr eingehend — nicht nach Kamak und Natascha, die sich offenbar entfernt hatten, sondern nach möglichen Anzeichen, ob sie wirklich und ernsthaft geflohen waren.

Das Haus war für westliche Begriffe sehr einfach, für russische dagegen hübsch und behaglich: sechs Zimmer, zwei davon Schlafzimmer. Eine Küche. Und ein lächerlich kleines, altmodisches Badezimmer.

Die Einrichtung war etwas überladen, besonders in dem kleinen Wohnzimmer, in dem eine riesige Messinglampe mit goldgelben Quasten hing. Das Außergewöhnliche aber war die Tatsache, daß Ur Kamak dies alles mit seiner Nichte und seinem Bären allein bewohnte.

Zappotin nahm alles in sich auf und bemerkte nebenbei noch gewisse andere Einzelheiten:

In der Küche standen die Türen der Vorratsschränke offen. Es sah so aus, als wären Vorräte in Eile herausgerissen worden. Ein Wandschrank in der Halle zeigte eine auffällige Lücke in der ordentlichen Reihe der Anzüge.

In Urs Schlafzimmer waren verschiedene Kommodenschubladen halb herausgezogen und ihr Inhalt durcheinandergeworfen — wie von jemand, der in Eile gepackt hat.

„Führen Sie mich bitte zu Nataschas Käfig, Velia Starowna."

Sie ging ihm voran in den Keller hinunter.

Als sie in den langen, weißgetünchten Raum mit dem leeren Käfig trat, mußte sie sich zusammennehmen, um die Tränen zurückzuhalten. „Sehen Sie: Nirgends sind sie versteckt! Sie haben alles gesehen."

„Seien Sie nicht töricht, meine Liebe. Glauben Sie etwa, ich hätte erwartet, sie hier zu finden?" Und dann entdeckte er neben dem Käfig eine Kiste.

Der Deckel war offen, und man konnte in das blechbeschlagene Innere sehen. Eine Futterkiste. Eine leere Futterkiste...

„Sehr interessant", sagte Zappotin. „Nun lassen Sie uns hinaufgehen und reden!"

Sie kehrten in das kleine Wohnzimmer zurück, und Zappotin setzte sich.

„Nun, Velia Starowna, erzählen Sie mir, was Sie für Ihren Onkel besorgen sollten."

„Ich ging aus, um Schminke zu kaufen."

„Wirklich? Schminke? Und was dann?"

„Ich mußte in mehrere Läden gehen, ehe ich fand, was ich suchte."

„Bitte machen Sie keine Ausflüchte! Wohin gingen Sie außerdem? Bedenken Sie, ich bin auch Polizeibeamter; es ist nicht leicht, mich zu belügen." (Bei sich dachte er: Was für eine verfluchte Zeitverschwendung, wo Geständnisse doch so einfach zu haben sind! Ach, die gute alte Zeit...)

Aber Velia antwortete nicht. Sie biß sich auf die Unterlippe und starrte zu Boden.

„Wohin gingen Sie außerdem?" donnerte er plötzlich.

Sein Ton ließ Velia zusammenzucken. „Zur Staatsbank", flüsterte sie.

„Aha! Um Geld zu holen! Nun sagen Sie mir, was für eine idiotische Torheit Ihr Onkel vorhat? Er hat Nahrungsmittel, Kleidung und Geld genommen und ist mit Natascha auf und davon gegangen. Sagen Sie mir, was das alles zu bedeuten hat, Genossin Starowna, sonst wird es schlecht um Sie stehen."

Velia starrte ihn einen Augenblick an, dann brachen die Worte in einem plötzlichen Strom aus ihr hervor.

„Ich weiß von nichts — außer von dem Schmerz, den Sie ihm zufügen", schrie sie und schüttelte ihre Faust vor Zappotins Gesicht. „Er hat mir nichts gesagt — nur daß Sie ihm das Herz brechen. Sie haben kein Recht, Natascha zu töten! Was gestern abend passiert ist, war ein Unfall. Wir werden gern den Schaden bezahlen. Aber Sie können Onkel Ur nicht seinen Bären fortnehmen und ihn töten! So bestialisch können Sie nicht sein — nach all der Freude, die Onkel Ur und Natascha unserem Volke bereitet haben! Ich will nichts mit Ihnen zu tun haben, Genosse Zappotin! Ich wollte, Onkel Ur hätte mich auch mitgenommen. Ich habe ihn angefleht — aber er wollte mich nicht in die Sache hineinziehen. Er hat mir nichts gesagt. Und selbst, wenn er es getan hätte, würde ich es Ihnen nicht sagen! Sie sind mir widerlich, und ich bitte Sie, mein Haus zu verlassen!"

Sie mußte innehalten, um Luft zu schöpfen.

Zappotins Miene hatte sich verzerrt.

Er traute seinen Ohren nicht: Dieses halbwüchsige Mädchen kanzelte ihn ab, als wäre er ein gewöhnlicher Rabotnik! Ihn, den Leiter der Juristischen Abteilung!

„Sie sind überreizt, Genossin Starowna. Ich kann nicht glauben, daß Sie im Ernst..."

„Ich habe Sie aufgefordert, das Haus zu verlassen."

Käsefreunde lieben Scheibletten. So und so!

Verlockende, appetitliche Scheibletten. Da muß ja jedem Käse-Feinschmecker das Wasser im Munde zusammenlaufen! Geht's Ihnen nicht auch so? Verständlich, denn darin sind sich Käsefreunde einig: In ein Scheiblettenbrot hineinzubeißen – das ist immer wieder ein Genuß! Übrigens: Haben Sie Scheibletten auch schon einmal warm zubereitet? Beispielsweise herzhafter Schinken-Käse-Toast – eine kräftige kleine Mahlzeit!

Scheibletten werden seit mehr als 6 Jahren nur von Kraft hergestellt. Sie sind ein ausgereiftes Produkt, das bedeutet: von gleichbleibend bester Qualität.



Scheibletten – ein Käsegenuß in Scheiben von Kraft

Die Liebe ist kein Honigschlecken

Zappotin erhob sich langsam.

„Ich bedaure diesen Zwischenfall — aber Sie müssen die Lage begreifen. Natascha ist zu alt geworden, um ihre Karriere fortzusetzen. Ihr Onkel sollte das einsehen. Statt dessen hat er einem Befehl zuwidergehandelt und das Ministerium, ja sogar die Sowjetunion selbst, in die größte Verlegenheit gebracht. Nun beliebt es ihm, sich weiter zu widersetzen — anstatt seine Verfehlungen zuzugeben. Wir wollen keinen Skandal. Aus Respekt sowohl vor dem Genossen Kamak als auch vor Nataschas einstigen fabelhaften Darbietungen wollen wir die Angelegenheit mit der nötigen Diskretion behandeln."

Er hielt einen Augenblick inne, und da sein Ton milder geworden war, wandte sich Velia um und sah ihn mit einem Hoffnungsschimmer in ihren mandelförmigen Augen an.

„Ich könnte Ur Baltarowitsch nachjagen, aber das wird nicht nötig sein. Ein berühmter Clown und sein Bär werden kaum weit kommen, ohne die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen ... von der Polizei ganz zu schweigen."

Er lachte kurz auf, und seine Stahlzähne blinkten. „Wissen Sie, Velia Starowna: In der alten Kavallerie ließ ein Soldat niemals zu, daß ein Fremder sein Pferd umbrachte. Ich werde daher die Anordnung des Genossen Direktor, Natascha zur Abdeckerei zu bringen, für ungültig erklären . . ."

Velia riß die Augen weit auf. „Oh . . ."

„Aber Ihr Onkel Ur wird sich einem Verfahren zu stellen haben . . . Wir werden dabei nicht nur seine einwandfreie Vergangenheit in Betracht ziehen, sondern auch den Umstand, daß diese Ereignisse seine normale Urteilskraft untergraben haben dürften. Also, Velia Starowna: Wenn Ihr Onkel zurückkehrt — und ich bin gewiß, daß er noch vor Anbruch der Nacht zurückkehren wird — geben Sie ihm dies!" Zappotin griff in seine Westentasche und zog eine kleine, grüne Flasche hervor, die er auf den Tisch stellte.

„Was ist das?"

„Zyankali", antwortete Zappotin in seinem sanftesten Ton. „Zehn Kubikzentimeter. Sagen Sie ihm, er soll es unter Nataschas Futter mischen. Sagen Sie ihm, Natascha würde ohne Schmerzen im Beisein ihrer Lieben sterben. Er möchte mich hinterher anrufen, damit ich alles recht nett arrangieren kann, einschließlich eines gebührenden Nachrufs in der Presse."

Velia stand wie gelähmt da. Sie starrte auf die Flasche.

„Sagen Sie ihm das alles", erklärte Zappotin, nun in schärferem Ton. „Und sorgen Sie dafür, daß er gehorcht. Dies ist seine letzte Chance, eine hervorragende Karriere würdevoll zu beenden. Leben Sie wohl, Velia Starowna!"

Als er in der Halle seinen Mantel anzog, war er halbwegs darauf vorbereitet, daß das Mädchen ihm in einem hysterischen Ausbruch nachlaufen würde.

Aber im Hause herrschte Totenstille. Zappotin rückte schnell seine Fellmütze zurecht, ging zur Haustür und öffnete sie. Doch als er durch den dichten Schleier des Schneegestöbers spähte, blieb er plötzlich stehen.

Ein großes, blaues Automobil war hinter seiner Limousine aufgefahren, und noch ehe er den kleinen britischen Wimpel am Kotflügel erkennen konnte, wußte er, daß es ein ausländischer Wagen war.

Zappotins Blick verfinsterte sich.

Aus dem blauen Wagen stieg eine seltsame Gestalt, in einen mächtigen russischen Mantel mit dickem Pelzkragen gehüllt. Auf ihrem Kopf saß eine höchst lächerlich aussehende karierte englische Sportmütze.

Diese Gestalt war der Erste Sekretär der Britischen Botschaft: Faversham.

„Schönen guten Tag!" sagte er munter in seinem fürchterlichen Russisch. „Ich bin George Faversham von der Britischen Botschaft. Ist Mister Kamak zu Hause?"

Zappotin warf ihm einen argwöhnischen Blick zu und redete dann den Faversham begleitenden Dolmetscher an. „Was hat das zu bedeuten?" fragte er ihn auf russisch. Während er sprach, griff er hinter sich und versuchte, die Tür zuzuziehen — fühlte aber einen starken Widerstand: Velia war leise zum Eingang gekommen und hielt die Tür fest.

Der Dolmetscher, Herr Popotski — ein vierschrötiger, kleiner Mann — erklärte schüchtern: „Herr Faversham ist der Erste Sekretär. Er wünscht Herrn Kamak zu sprechen. Sind Sie ein Freund von ihm?"

„Freund? Ich bin General Zappotin vom Ministerium für Kultur."

Der Dolmetscher zuckte bei dieser Information sichtlich zusammen.

„Sagen Sie, Popotski, wer ist dieser Bursche?" fragte Faversham.

„Sein Name ist Zappotin, Sir", antwortete Popotski. „Er ist MWD-General und in der Verwaltung des Kultusministeriums tätig . . ."

„Ach du liebe Zeit! Da haben wir uns schön in die Nesseln gesetzt, wie?" Plötzlich erblickte er Velia, die mit großen staunenden, noch immer tränenerfüllten Augen hinter der Tür hervorlugte. Er war sofort von ihrer Schönheit und ihrer traurigen Miene ergriffen. „Guten Tag! Sind Sie Miss Kamak?"

Velia starrte ihn nur verwirrt an.

„Ich wiederhole: Ich wünsche zu wissen, was dieser Verstoß gegen diplomatische Gepflogenheiten zu bedeuten hat", fragte Zappotin den Dolmetscher. „Wieso begeben Sie sich zu einer Privatperson, ohne daß ein Beamter des Außenministeriums Sie begleitet?"

Popotski beschloß, sich zu schützen, indem er nur mechanisch den Dolmetscher spielte. Er übersetzte Zappotins Worte genau, nahm aber die Chance, daß der General kein Englisch verstand, wahr und fügte eine eigene Bemerkung hinzu: „Dieser Mann ist ein gefährlicher Schweinehund, Mister Faversham!"

Faversham wandte den Blick nicht von Velia. „Sagen Sie ihm, daß wir wegen Mister Kamaks gestriger Vorführung in der Botschaft hier sind."

Popotski übersetzte.

Zappotin richtete sich auf und trat vor die Tür — sie auf diese Weise blockierend. „Der Zwischenfall wird von den beteiligten Ministerien erledigt. Sie haben kein Recht, die Leute hier zu belästigen!" Und über die Schulter zu Velia: „Machen Sie, daß Sie hineinkommen. Ich erledige das hier."

Popotski übersetzte — einschließlich des Tones — die an Velia gerichtete Bemerkung.

„Belästigen?" rief Faversham aus. Er mußte den Hals verdrehen, um das schöne usbekische Mädchen hinter Zappotin nicht aus den Augen zu verlieren. „Natürlich wollen wir sie nicht belästigen! Das ist es doch gerade! Seine Exzellenz der Botschafter schickt seine Empfehlungen und wünscht sich zu vergewissern, daß Mister Kamak und sein prächtiger Bär nicht durch die gestrigen Vorfälle in Verlegenheit geraten sind! Seine Exzellenz verabscheut Antiquitäten und ist darüber entzückt, daß einige von den Nippsachen in der Botschaft auf diese Weise so erfolgreich aus dem Wege geräumt wurden. Seine Exzellenz wünscht Mister Kamak für den gestrigen lustigen Abend zu danken." Er zwinkerte und lächelte Velia ermutigend zu.

Popotski begann zu übersetzen, wurde aber unterbrochen, als Velia die Tür weit öffnete und in perfektem Englisch sagte: „Für einen Beamten ist Seine Exzellenz ein äußerst verständnisvoller Mann. Wir sind ihm für seine Güte sehr dankbar."

„Sprechen Sie nicht mit diesem Ausländer!" knurrte Zappotin.

Faversham dagegen errötete vor Vergnügen: „Was höre ich da! Sie sprechen ja ein wunderbares Englisch!"

„Ich bin Studentin am Institut für fremde Sprachen."

„Das ist ja großartig!" Faversham versuchte, sich an Zappotin vorbeizudrängen. „Ich gebe mir alle Mühe, Russisch zu lernen, aber ich fürchte, ich mache

meine Sache furchtbar schlecht. Sind Sie Miss Kamak?"

„Ich bin seine Nichte."

„Ein Vergnügen, Sie kennenzulernen. Ihr Onkel ist ja geradezu ein Zauberkünstler! Unser Botschafter wäre sehr unglücklich, wenn ihm irgendwelche Unannehmlichkeiten entstehen würden. Und ich wäre es natürlich auch."

„Dann sagen Sie ihm, daß man versucht, Natascha zu töten. Und daß man meinen Onkel aus seinem Haus vertrieben hat", erklärte Velia laut, mit einem wütenden Blick auf Zappotin.

Faversham starrte sie erschüttert an. „Das ist ja unglaublich!"

„Was hecken die beiden da miteinander aus?" schrie Zappotin den Dolmetscher an.

Popotski schluckte und wandte sich Faversham zu:

„Sir, Sie müssen mir vergeben . . . aber ich habe eine Frau und fünf Kinder. Ich werde für diesen Schweinehund Partei ergreifen müssen!" Dann begann er, zu Zappotin gewandt, seine Unschuld zu beteuern. „Ich bin durch Täuschung in diese internationale Intrige geraten, Genosse General! Ich schwöre es! Ich wußte nicht, was sie vorhatten!"

„Sie erbärmlicher Feigling", sagte Velia auf russisch.

„Mir tun Ihr Onkel und sein Bär sehr leid", entgegnete der Dolmetscher auf englisch. „Aber nicht leid genug, um es mit dem MWD zu tun zu kriegen."

„Sie haben mit einer Russin russisch zu reden!" brüllte Zappotin.

„Sagen Sie mal, könnten wir nicht hineingehen und die Sache drinnen erörtern?" fragte Faversham.

Velia machte eine Gebärde, ihn hineinzubitten — aber Zappotin verhinderte es. Er packte sie am Arm und zog sie von der Schwelle weg.

„Ich muß Sie in Schutzhaft nehmen", verkündete er. „Sie müssen vor dieser auswärtigen Einmischung in unsere internen Angelegenheiten beschützt werden!" Dann versuchte er, sie zu seiner Limousine zu zerren.

Faversham war einen Augenblick vor Entrüstung wie gelähmt. Dann riß er sich zusammen und stürzte ihnen nach. „Hören Sie! Das können Sie nicht tun!"

Doch da wurde er selbst gepackt, und zwar von seinem Dolmetscher, der ihm den Arm um die Taille legte: „Bitte, Sir! Ich habe fünf Kinder!"

Zappotin zauderte nicht, und sein Chauffeur war nicht weniger fix. In dem Augenblick, da der General das Mädchen gepackt hatte, war er aus dem Wagen gesprungen und hatte die hintere Tür aufgerissen. Velia wehrte sich kaum mehr. Sie schien in ihre anfängliche Resignation zurückgeglitten zu sein.

„Warten Sie! Stop!" schrie Faversham, wobei er versuchte, sich von Popotski loszureißen. „Das wird Seine Exzellenz zu hören bekommen! Da gibt es eine Demarche! Stop!"

Zappotin und sein Chauffeur stoppten in der Tat für einen Augenblick. Aber nicht wegen Faversham. Ein anderes Automobil, ein schwarzer Pobjeda, bog langsam in die Straße ein . . .

Zappotin erkannte in ihm sofort einen der Wagen, die dem auswärtigen Pressekorps zur Verfügung stehen.

„Fahren Sie los! Rasch!" brüllte er seinen Chauffeur an und ließ sich neben Velia auf den Sitz fallen. Die Kupplung knirschte, und der Ziv schoß mit gefährlich zunehmender Geschwindigkeit auf das Gittertor zu.

Die Vorderräder des herannahenden Pobjeda beschrieben notgedrungen einen Zickzackkurs, steuerten dann von der Einfahrt in eine Schneewehe, während der Ziv im Bogen vorüberglitt und durch das Tor jagte, eine Schneewolke hinter sich aufwirbelnd.

Die Türen des Pobjeda flogen auf, Harry Oglevie und Maurie Stein kamen herausgestürzt und starrten dem entschwindenden Ziv nach. „Was geht hier vor, zum Teufel?"

Faversham stand wie betäubt da. „Das Mädchen . . ." murmelte er. „Das arme Mädchen . . ."

Der Ziv war in dem Schneegestöber verschwunden. **Fortsetzung folgt**

Der Prozess Vera





Brühne

Vera Brühne wird vor das Tribunal geführt, angestarrt und angestaunt von den Zuschauern. Diese immer noch aparte, 52jährige Frau also soll schuld sein an einem Doppelmord. Wenn ja, was hat sie dazu getrieben? Blanke Habgier? Oder die Panik der alternden unversorgten Frau?



Valmeline - der leichte Mantel
mit der Eleganz von morgen

Der Prozess Vera Brühne

QUICK berichtet aus dem Münchner Schwurgericht. Hier die ersten Protokolle des dramatischen Verfahrens

Von Max Pierre Schaeffer

Ich habe noch nie einen Mord begangen. Ich habe auch noch nie unschuldig unter Mordverdacht vor einem Gericht gestanden. Daher weiß ich nicht, ob ich — in dem einen oder anderen Fall — jemals mit soviel unheimlicher Spannkraft, soviel unglaublicher Energie und soviel Unerschütterlichkeit um meinen Kopf kämpfen könnte wie Vera Brühne.

Ich habe abgefeimte Verbrecherinnen und schuldlos Verdächtigte auf der Anklagebank erlebt — aber keine von ihnen war wie Vera Brühne.

Ich habe Christa Lehmann, die Pralinen-Mörderin von Worms, zittern sehen. Ich habe gesehen, wie Katharina Leiminger, die Giftmörderin aus Köln, schwankte, und wie Elfriede Tiltmann, die Toto-Mörderin aus Hildesheim, zusammenbrach.

Vera Brühne schwankt nicht, zittert nicht, und selbst in ausweglosen Situationen zeichnete sich bei ihr bisher nicht die geringste Andeutung eines Zusammenbruchs ab.

Welch eine Frau! Welche Willenskraft!

Die Helligkeit, die durch hohe Fenster in den modernen Schwurgerichtssaal des Münchener Justizpalastes fällt, holt Veras Gesicht unbarmherzig aus dem Schatten der Anklagebank. Sieben Monate in der Zelle haben die Spuren vieler voll gelebter Jahre deutlicher hervortreten lassen. Aber — Vera Brühne ist mit 52 immer noch umgeben von einem zwingenden Zauber. Und — sie weiß es. Sie spielt diesen Zauber aus.

Vor ihr aufgereiht sitzen die neun Männer, die über sie urteilen werden: drei Berufsrichter und sechs Geschworene. Eine kühle Mauer kritischer Gesichter und forschender Augenpaare. Diese neun Männer werden entscheiden, ob sie diesen Saal frei verlassen kann oder den Rest ihres Lebens hinter den Mauern eines Zuchthauses beschließen muß.

Veras Schicksal: kleine Männer

Und dann steht sie aufrecht an dem schmalen Pult vor dem Richtertisch. Stunde um Stunde, Tag für Tag — ohne jedes Zeichen von Ermüdung. Im dunkelblauen, vorn offenstehenden Kostüm. Ohne Bluse und ohne Schmuck. Die Lippen leicht geschminkt. Selbstsicher zunächst noch, souverän die Szene beherrschend.

Beinahe im Plauderton entwirft sie das Bild ihrer Jugend. Tochter des Bürgermeisters von Essen-Kray, Lyzeum, Umzug mit den Eltern nach Bonn. Sie sagt:



Stundenlang, und doch ohne Zeichen der Ermüdung stand Vera Brühne in den ersten Prozeßtagen vor ihren Richtern. Sie wirkte selbstbewußt, war gepflegt trotz sechs Monaten Untersuchungshaft. Unaufhörlich redend und Fragen beantwortend, beteuerte sie ihre Unschuld und gebrauchte Ausreden, vor allem dann, wenn ihr krasse Unwahrheiten nachgewiesen werden konnten . . .



Knapp, präzise und — aggressiv, so gab sich der 49jährige Johann Ferbach zunächst vor Gericht. Er verwickelte sich nicht wie Vera Brühne in Widersprüche. Er drehte den Spieß um und bezichtigte Kriminalpolizisten und Gefängnisbeamte unlauterer Methoden. Es bestand kaum ein Zweifel: Dieser Mann würde ein „schwerer Brocken" für das Gericht werden . . .

„Ich wurde auf den Beruf einer Ehe- und Hausfrau vorbereitet . . ."

Und dann ist sie schon bei den Männern. Bei den Männern, die ihr Schicksal waren und denen sie zum Schicksal wurde . . .

Seltsam: Es sind zumeist Männer, die kleiner sind als sie. Kleine, etwas dickliche Männer . . .

„Haben Sie damals nach Ihren gescheiterten Ehen mit dem Schauspieler Hans Cossy und dem Filmkomponisten Lothar Brühne lose Beziehungen zu Männern unterhalten, die Ihnen Zuwendungen machten?" fragt der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Dr. Seibert.

Vera Brühne schüttelt den Kopf. „Nein . . . Das heißt, doch einmal. Ein kleiner, netter Mann . . . Er hat mir einmal so aus heiterem Himmel 2000 Mark geschenkt . . ."

Ich sehe, wie die Geschworenen sie anstarren. Drei Landwirte, ein Handwerker, ein Angestellter und ein Architekt. Auch sie sind durchweg mittelgroß, außer einem alle etwas korpulent, zwischen fünfzig und sechzig. In gewissem Sinn ähneln diese Männer etwas dem Münchener Arzt Dr. Otto Praun zur Zeit, da er am Abend des 4. Juli 1958 Vera Brühne zum ersten Male begegnete. Als sie einer Freundin zuflüsterte: „Den werde ich mir angeln . . ."

Ich selber bin 18 Jahre jünger als Vera Brühne. Aber ich kann verstehen, daß die Männer noch vor nicht allzu langer Zeit bewundernd und begehrend hinter ihr her blickten. Und auch, daß es nur wenige gab, die — einmal in ihren Bannkreis geraten — die Kraft besaßen, sich wieder von ihr loszureißen . . .

Der Vorsitzende sagt: „Nun kommen wir zu dem ersten ungewöhnlichen Zwischenfall in Ihrem Leben. Die Geschichte mit dem Nerzcape im März 1959. Wie war das?"

Ein Diebstahl aus Erziehungsgründen

Leicht zögernd berichtet Vera Brühne von einer Fahrt nach Garmisch, zusammen mit ihrer Tochter und einer Freundin namens Jo. „Jo kam am Sonntag früh betrunken in die Pension. Als ich herauskam, lag ihr Nerzcape am Boden. Ich hob es auf und nahm es mit nach München."

Vorsitzender: „Warum? Die Frau hatte Ihnen doch nichts getan?"

Vera Brühne: „Ich wollte Jo nicht schädigen. Ich wollte sie nur zur Raison bringen. Sie hatte mir erzählt, daß sie mit Doktor Praun in meiner Wohnung ein Schäferstündchen gehabt habe."

Vorsitzender: „Warum haben Sie das Cape dann nicht am anderen Tag zurückgegeben? Ihre Absicht, die Strafe, der Schreck, war doch erreicht . . ."

Vera Brühne: „Ich habe Doktor Praun davon erzählt. Er sagte: *‚Gib mir das Ding doch mal her. Sie kann es sich bei mir abholen.'* Aber bevor ich mit Jo darüber sprechen konnte, schickte sie mir die Kriminalpolizei ins Haus."

Vorsitzender: „Sie haben das Cape vorher weggeschickt, und zwar an die Mutter von Herrn Ferbach in Köln . . . Das ist der erste Stilbruch in Ihrer Persönlichkeit, daß Sie Ihrer Freundin Jo diesen Pelz, der einige tausend Mark kostete, stahlen, ihn nach Köln schickten und der Kriminalpolizei dann die Sache verheimlichten."

Vera Brühne: „Ja, da haben Sie recht — das war sehr dumm von mir, aber ich konnte nicht mehr zurück."

Vorsitzender: „Warum haben Sie nun später versucht, Ihre unschuldige Tochter mit dem Diebstahl zu belasten?"

Vera Brühne, nervös: „Das wollte ich nicht."

Vorsitzender: „Es liegt uns ein Brief an Ihre Tochter vor. Darin heißt es: *‚Zu Deiner Gedächtnisstütze muß ich Dir mitteilen: Als wir in Riccione waren,*

Der Protokollführer des Schwurgerichts — Geschworener Kaspar Hahn Landwirt — Geschworener Rudolf Hack Angestellter — Geschworener Karl Fill Architekt — Beisitzer Landgerichtsrat Wehofsky



Neun Männer — drei Richter und sechs Geschworene — müssen in diesem ungewöhnlichsten Prozeß der Gegen

Der Prozess Vera Brühne

hatte Doktor Praun der Jo 3000 Mark geliehen, weil sie ihn angepumpt hatte, ohne aber einen Schuldschein zu erhalten. Das ärgerte ihn, er war wütend darüber, daß er nichts in der Hand hatte. Er bat mich, ihm einen Wertgegenstand von Jo zu beschaffen. Als wir in Garmisch waren, hattest Du die Gelegenheit wahrgenommen und den Pelz an Dich genommen.' Sie schrieben noch: *‚Mach es ruhig so, denn Du bist noch nicht strafbar!* Nicht wahr, das haben Sie doch an Ihre Tochter geschrieben?"

Atemlose Stille folgt diesen Worten. Dann plötzlich, fast hörbar, schlägt die Stimmung im Zuhörerraum um.

Hunderte hatten sich an diesem Tag vor dem Verhandlungssaal gedrängt. Hunderte mußten umkehren. Die anderen aber, die das Glück haben, im Saal zu sitzen und einen Zipfel des „Mordprozesses des Jahres" zu erwischen — sie haben die Angeklagte zunächst mit einer Mischung aus Neugier, Bewunderung und Sympathie betrachtet. In diesem Moment aber schlägt dieses neugierige Interesse in ablehnende Empörung um.

Unehrlichkeit — Wurzel allen Unheils

Vera Brühne erfaßt blitzschnell diesen Abfall von der Bewunderung zur Abneigung in den Reihen hinter ihr. Sie schluchzt, preßt die schlanken Hände gegen die Schläfen und ruft mit schrillem Tonfall: „Ich will gar nichts mehr davon hören. Ich finde es entsetzlich..."

Erst Tage später werde ich begreifen, warum Vera Brühne an diesem Punkt sich so theatralisch gebärdete, so abrupt abgebrochen hat. Tage später, wenn sie kaum noch aus und ein weiß in einem Hagel bohrender Fragen, wenn sie sich fast hoffnungslos in einer Sackgasse von Lügen, Widersprüchen und Unwahrheiten verrannt hat...

Dann werde ich auch an einen Satz aus dem Horoskop denken, das Vera vor Jahren einmal gestellt wurde: *Die Unehrlichkeit ist die Wurzel allen Unheils, das diese Frau anzurichten vermag...*

Denn dieser Pelzdiebstahl — so harm-

Vorsitzender Landgerichtsdirektor Dr. Seibert — Beisitzer Landgerichtsrat Dr. Jörka — Geschworener Balthasar Festl Landwirt — Geschworener Johann Wiedemann Feinmechanikermeister — Geschworener Andreas Abeltshauser Landwirt



wart die Wahrheit suchen und über Schuld und Unschuld von Vera Brühne und Johann Ferbach ihr Urteil fällen . . .

los er sich auch ausnimmt gegenüber der Bürde des Mordverdachts — er liefert einen Schlüssel zu ihrer Persönlichkeit, zu ihrem Charakter.

Ich habe diesen Arzt Dr. Otto Praun, der am 14. April 1960, zusammen mit seiner Haushälterin Elfriede Kloo in seiner Villa in Pöcking am Starnberger See eines gewaltsamen Todes sterben mußte, nicht persönlich gekannt. Aber ich kenne ihn aus vielen Briefen und aus langen Gesprächen mit seinem Sohn: ein fleißiger, manchmal etwas leichtlebiger Mann mit vielen Vorzügen und vielen Schwächen.

In den Aussagen der Vera Brühne dagegen verzerrt sich dieses Bild. Allein in den ersten drei Prozeßtagen hörte ich aus ihrem Mund: „Er war ein Kavalier der alten Schule" — „er war ein Sadist" — „er war so hartnäckig" — „so dankbar" — „so kleinlich" — „er machte gerne Witze und Späße" — „er hatte keinen Humor" — „ich war angetan von seiner Weltgewandtheit" — „ich war geschlagen von seiner Herzens-Roheit."

Dann stellt der Vorsitzende plötzlich eine höchst wichtige Frage: „Ist es nicht schon am ersten oder zweiten Abend nach dem Kennenlernen zwischen Ihnen und Doktor Praun zu Intimitäten gekommen?"

Vera Brühne, kühl: „Nein, dazu ist es nicht gekommen. Mir wird das zwar immer vorgeworfen — aber es war keinesfalls so . . ."

Vorsitzender: „Aber wenn ich Ihnen aufgrund von Zeugenaussagen beweisen könnte, daß Ihre Beziehungen zu Doktor Praun doch nicht platonischer Art waren?"

Vera Brühne, zögernd: „Er hat alles mögliche versucht. Aber es kam höchstens zu kleinen Intimitäten."

Tut das eine Dame?

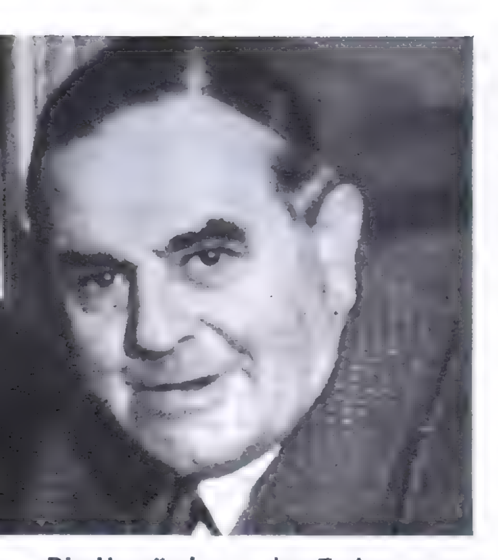
Immer noch steht Vera Brühne aufrecht. Lächelnd, voller Charme. Weicht aus. Pendelt. Immer noch eine fast perfekte Dame. Doch schon jetzt, bevor die Fragen der Richter die Tage um den Doppelmord von Pöcking einzukreisen beginnen, blättert doch manches vom Lack ihrer glänzenden Erscheinung ab.

Typisch ihre Schilderung, wie sie Katja Hintze, ihre Vorgängerin in der Gunst des Arztes, ausschaltete. „Herr Doktor Praun hatte mir 6000 Mark gegeben, die ich der Hintze . . ." — sie verbessert sich hastig — „. . . der Frau Hintze aushändigen sollte. Er hatte ihr mehrfach die Ehe versprochen und wollte sie mit dem Geld abfinden."

Vorsitzender: „Sie sollten dann an ihre Stelle treten?"

Vera Brühne: „Ja — aber erst mußte ich mit Frau Hintze alles geregelt haben. Sie hat dann auch unterschrieben, daß sie auf alle Ansprüche verzichtet, und durch meine Geschicklichkeit habe

Der Prozess Vera Brühne



Die Umstände um den Tod des Münchner Arztes Dr. Otto Praun zu Ostern 1960 lagen viele Monate lang im Dunklen. Ein Kriminalpolizist hatte versagt. Er wurde sogar Veras Verehrer. Dann aber kam der Verdacht, ein fürchterliches Verbrechen müsse geschehen sein . . .



. . . und jetzt fordert Staatsanwalt Dr. Karl Rüth Sühne für einen Doppelmord. Für ihn sind Vera Brühne und Johann Ferbach heimtückische Mörder. Zeugen der Tat oder Geständnisse lagen zwar nicht vor. Aber fast ein Jahr lang ließ der Staatsanwalt gewichtige Indizien sammeln.

ich das sogar fertiggebracht, ohne ihr die 6000 Mark zu geben. Das Geld habe ich wieder mit zurückgebracht."

Vorsitzender, stirnrunzelnd: „Ob das so vornehm war . . ."

Dann ist abrupt von Pistolen die Rede. Vera Brühnes Finger krampfen sich plötzlich um das kleine weiße Taschentuch in ihrer Hand. Aber ihre Stimme ist fest. „Ja", antwortet sie auf eine Frage. „Doktor Praun führte ständig eine Pistole bei sich."

Vorsitzender: „Sie haben früher einmal konkrete Angaben über den Verlust einer Pistole gemacht."

Vera Brühne: „Das weiß ich nicht mehr."

Der Vorsitzende liest ihr die entsprechende Stelle aus dem 1000-Seiten-Protokoll ihrer bisherigen Vernehmungen vor.

Darauf die Angeklagte: „Das war im vorigen Frühjahr, als ich diese Kopfgeschichte hatte . . . Ich weiß es nicht mehr genau."

Die Stimme des Vorsitzenden wird plötzlich scharf und zustoßend: „Haben Sie vielleicht gedacht, wenn Sie sagen, Doktor Praun hätte die Pistole in den Pöckinger Wäldern verloren, es würde sich dann ein Räuber finden, der die Tat begangen haben könnte?"

Jetzt bedient sich Vera Brühne einer Taktik, zu der sie in den nächsten Tagen immer häufiger Zuflucht suchen wird. Sie bestreitet die Echtheit des Tonbandprotokolls, beruft sich auf Krankheit, Erinnerungslücken — und glaubt so, das rettende Loch im Zaun der Anschuldigungen finden zu können . . .

Schräg durch die Fenster sehe ich draußen im alten Münchner Botanischen Garten Mädchen und Frauen sitzen. Frauen in Freiheit, die auch ihre Sorgen und ihre Probleme haben. Die sich aber damit begnügen, in der Sonne und auf einer einfachen Bank sitzen zu können. Die nicht den Ehrgeiz haben, in einem großen Rahmen zu glänzen: in einem Rahmen, in dem Vera Brühne lebte. In einer Welt, in der die Ehen so häufig wie die Gefühle und Partner wechselten . . .

Eben rührt sich der Staatsanwalt Dr. Rüth. Bisher hat er still und ruhig auf seinem Platz gesessen, seine dunklen Augen auf die Frau am Pult gerichtet.

Es geht um das Zentralproblem des ganzen Prozesses: die Zeit um den Doppelmord in Pöcking.

Was haben Vera Brühne und Johann Ferbach am Gründonnerstag, dem Tag der Tat, was haben sie am Tag zuvor und in der Zeit danach getan?

„Ich verwette meinen Kopf . . ."

Am 8. April war Vera Brühne ins Rheinland gefahren. Wie sie sagt: um ihre schwerkranke Mutter im Krankenhaus in Bonn zu besuchen und um über Johann Ferbach den alten Volkswagen Dr. Prauns zu verkaufen.

Die Staatsanwaltschaft dagegen nimmt an, daß Vera Brühne und Johann Ferbach die nächsten Tage dazu benutzten, um den Mordplan in allen Einzelheiten durchzusprechen. Am Mittwoch vor Ostern, den 13. April, seien die beiden gemeinsam — im Volkswagen — nach München gefahren, um am Gründonnerstag den Plan auszuführen.

Vera Brühne streitet das ab. Sie sei am Mittwochabend von Köln aus mit dem planmäßigen D-Zug D 364 um 22.25 Uhr nach München gefahren. Ferbach habe sie im Wagen lediglich bis zum Bahnhof in Köln gebracht.

Der Vorsitzende unterbricht sie: „Wo haben Sie im Kölner Hauptbahnhof die Fahrkarte gekauft?"

Vera Brühne: „Der Schalter war gleich hinter dem Eingang rechts."

Vorsitzender: „Das ist unmöglich. Dieser Schalter existiert seit vier Jahren nicht mehr!"

Vera Brühne überlegt blitzschnell: „Sagten Sie nicht, es gibt zwei Eingänge?"

Vorsitzender: „Ja, aber das spielt keine Rolle. Es gibt dort keinen Schalter mehr."

Vera Brühne: „Das ist doch unmöglich! Ich habe dort meine Karte gekauft . . . Ich verwette meinen Kopf . . ."

Der Staatsanwalt erhebt sich. Klein, dunkelhaarig, drahtig. Mit sanfter Stimme wirft er ein: „Ich habe die entsprechenden Ermittlungen eingeleitet. Morgen werden wir die amtliche Auskunft über den Schalter bekommen."

Und diese Auskunft kommt. Nach Mitteilung des Kölner Hauptbahnhofs wurden an diesem Schalter in der Nacht vom 2. zum 3. Januar 1960 die letzten Fahrkarten verkauft. Am 13. April war er also schon längst außer Betrieb . . .

Es gibt noch mehr Umstände, die Veras Erzählungen fragwürdig machen. So ist es beispielsweise ziemlich unbegreiflich, warum Vera — wie sie angibt — für einen einzigen Tag, den kritischen Gründonnerstag, ihren Aufenthalt im Rheinland unterbrach, um für diese 24 Stunden nach München zu fahren. An einem Tag wohlgemerkt, an dem ihre Mutter in Bonn im Krankenhaus lag und stündlich sterben konnte.

Dr. Praun habe sie telefonisch gebeten, dringend nach München zu kommen, gibt sie an. Schön.

Seltsam aber, daß sie diesen ganzen Tag über in München keinen Finger rührte, um sich mit Dr. Praun zu treffen.

Sie habe sich dringend um eine Putzfrau für ihre Eigentumswohnung kümmern müssen, erzählt sie weiter.

Aber wie? Wer denkt schon an Staubwischen und Fensterreinigen, wenn die eigene Mutter auf dem Sterbebett liegt?

Um 18 Uhr am Gründonnerstag — zwei Stunden vor der vermutlichen Tatzeit — sitzt sie nach ihren eigenen Angaben in einem neuen, von Dr. Praun gekauften VW und macht sich auf die Rückreise nach Bonn.

Ein Zahnarzt gibt ein Alibi

Vorsitzender: „Jetzt ist es nicht mehr zu vermeiden, Ihnen die üble Sache mit Dr. Stallberg vorzuhalten. Sie haben im Laufe des Ermittlungs-Verfahrens mit bewunderungswürdiger Konsequenz behauptet, Sie wären vor der Abfahrt nach Bonn an besagtem Gründonnerstag beim Zahnarzt Stallberg gewesen. Er könne bestätigen, daß Sie um diese und jene Zeit bei ihm weggefahren seien. Er habe Ihnen sogar Ihre vergessene Brille bis auf die Autobahn nachgefahren."

Vera Brühne: „Das war so: Ich habe ein halbes Jahr später mit ihm über diesen Fall gesprochen und ihm gesagt, daß die Polizei ein Alibi von mir verlange. Plötzlich sagte er: *‚Wann war das?'* Er blickte in sein Behandlungsbuch und stellte triumphierend fest: *‚Gründonnerstag? Da waren Sie doch bei mir!'* Ich wunderte mich: *‚Haben Sie das erst jetzt eingetragen?'* Er lachte dabei und sagte: *‚Nein.'* "

Vorsitzender: „Haben Sie Ihren Namen nicht selbst in das Buch eingetragen?"

Vera Brühne: „Nein. Ich setzte meine Brille auf, und tatsächlich stand es da. Ich habe ihm gesagt, ich könne mich an diese Behandlung nicht mehr erinnern. Ich habe ihn später auch noch mal angerufen, ob es wirklich stimme."

Vorsitzender: „Sie haben das aber in einem halben Dutzend Vernehmungen dann als Tatsache hingestellt. Obwohl es nicht stimmte."

Vera Brühne: „Ja, ich habe mich praktisch an seine Aussage geklammert. Es ist nicht angenehm, als mordverdächtig zu gelten . . . Es war das dumme, daß ich Herrn Stallberg alles nachgeplappert habe."

Dieses Alibi ist geplatzt. Denn der Zahnarzt, der selbst eine Zeitlang unter Tatverdacht stand — als intimer Freund Veras! — hatte schon der Kriminalpolizei die Unhaltbarkeit seines „Gefälligkeits-Alibis" eingestehen müssen.

Ich muß daran denken, daß geplatzte Alibis schlimmer als gar keine sind. Aber auch daran, daß auch ein ganz Unschuldiger mal kein Alibi haben kann und vielleicht die Nerven verliert und sich einfach eins konstruiert. Ein falsches nur, um dem dunklen Schatten des Verdachts zu entrinnen. Und es ist nicht selten, daß eine Lüge die andere nach sich zieht — und daß man sich hoffnungslos immer weiter verstrickt. So hoffnungslos wie Vera Brühne . . .

Ich habe selten in einem Mordprozeß von so viel sorgsam konstruierten Alibis gehört und habe ebenso selten erlebt, daß diese Alibis wie hier am laufenden Band platzten. Lauter Aussagen von Vera Brühne, wo sie in den kritischen Stunden um die Tatzeit — also am Abend des Gründonnerstag — gewesen sein will. Nämlich bei der Rückfahrt auf der Strecke nach Bonn.

Vera Brühne: „Die Tankwarte auf der Autobahn bei Pfungstadt haben mich an diesem Abend gesehen. Ich gab Ihnen zwei Mark Trinkgeld." (Die Tankwarte erinnern sich nicht.)

Vera Brühne: „Meine Mutter hat in ihrem Tagebuch eingetragen, daß ich um 1/24 Uhr wieder in Bonn gewesen bin." (Sie muß zugeben, daß sie selbst diese Eintragung entsprechend „ergänzt" hat!)

Vera Brühne: „Zwei Krankenschwestern bestätigten mir, daß meine Mutter ihnen von meiner nächtlichen Rückkehr erzählt hat." (Die Schwestern wissen nichts davon.)

Vera Brühne: „Die Parterre-Bewohner haben mich morgens in das Haus eingelassen." (Die Parterre-Bewohner erinnern sich nicht.)

Aber — selbst als Vera Brühne dasteht, die Scherben der Alibis für die Tatzeit in der Hand, ist sie für mich ein Phänomen. Sie schluchzt nicht, sie gesteht nicht. Es dauert jeweils nur Minuten, bis sie Schock für Schock verwunden hat — dann kämpft sie weiter . . .

Der Passierschein für den Mörder

Immer enger zieht sich das Netz der Fragen, die Schlinge der Indizien schon in den ersten Prozeßtagen. Der blaue Brief kommt zur Sprache. Der Brief an Elfriede Kloo, so abgefaßt, als ob er in Spanien von Dr. Praun geschrieben worden wäre, mit der Bitte an seine Haushälterin, einen gewissen Dr. Schmitz zu empfangen. Der Brief, den der Mörder als Passierschein benutzte — er ist auf der Maschine des Untermieters der Vera Brühne geschrieben worden.

Vera Brühne hat dafür sofort eine Erklärung: „Doktor Praun erledigte manchmal Post bei mir."

Vorsitzender: „Aber es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß Doktor Praun bei Ihnen einen Brief an seine Haushälterin schreibt, die er doch jeden Abend in Pöcking sieht."

Vera Brühne: „Ich bin davon überzeugt, daß dieser Brief einen ganz bestimmten Zweck erfüllen sollte."

Vorsitzender: „Warum haben Sie bisher immer abgestritten, daß Sie selber maschineschreiben können und daß Sie manchmal auf der Schreibmaschine des Untermieters geschrieben haben?"

Wieder weicht Vera Brühne aus, bringt neue Figuren ins Spiel und — will wieder die Schuld auf ihre Tochter schieben, die in diesem Prozeß noch oft genannt werden wird. Denn dieses 20-jährige Mädchen Sylvia war schon in der Voruntersuchung der Wendepunkt, der Veras Schicksal zu bestimmen schien. Und jetzt hängt wie ein drohender Schatten über Vera Brühne die makabre Gewißheit: Die eigene Tochter steht gegen sie als Kronzeugin der Anklage.

Am nächsten Tag. Es ist der dritte Tag des Prozesses. Ich sehe dieselbe Neugier, denselben Kitzel, das gleiche Staunen auf den Gesichtern der vielen Zuschauer, die in den Schwurgerichtssaal drängen.

Heute wird der Mitangeklagte Johann Ferbach an das Pult vor seinen Richtern treten, an dem Vera Brühne viele Stunden lang stand. Johann Ferbach — Helfershelfer beim Verbrechen, wie der Staatsanwalt ihn bezichtigt, Werkzeug zu Vera Brühnes Tat.

Was bedeutete dieser Mann in Vera Brühnes Leben? Worin besteht die Verbindung zwischen der selbstbewußten, schimmernden und schillernden Dame der Gesellschaft und dem einfachen Mann aus dem Volk, dem unscheinbar wirkenden Handwerker?

Er soll ihr hörig gewesen sein . . .

So sieht dieser Johann Ferbach nicht aus. Und — beide bestreiten, jemals intime Beziehungen miteinander gehabt zu haben.

Was aber hat Vera Brühne und Johann Ferbach dann aneinandergekettet? Welche leidenschaftlich drängenden Motive sollen die beiden bis zum gemeinsamen Verbrechen getrieben haben?

Fortsetzung folgt

DIE
CIGARETTE,
DIE UNS
FREUDE
MACHT

MURATTI PRIVAT



20
MURATTI
CIGARETTEN

MURATTI
BERLIN

MURATTI
PRIVAT

Format
SL

FILTER TIPPED

20 Stück DM 1,75



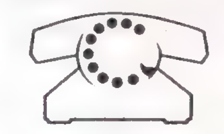
Und warum nicht Deutschland?

Die Bundesrepublik steckt so voller Urlaubsdelikatessen, daß wir aus der Vielfalt des Gebotenen nur ein paar reizvolle Möglichkeiten herausgreifen können. Wollen Sie segeln lernen? Wollen Sie Deutschland per Schiff entdecken? Wollen Sie auf Schlössern und Burgen wohnen? Dann blättern Sie bitte um — QUICK sagt Ihnen, wo und wie Sie diese Urlaubsfreuden genießen können. Und wenn Sie nicht aufs Auto verzichten wollen, dann suchen Sie sich einen heiteren Weg ins Ferienglück: die Weinstraße, die Romantische Straße oder die Alpen-Querstraße (sie sind auf unserer Karte als weiße Fäden gekennzeichnet). Viel Vergnügen beim Urlaub in Deutschland!

Viele Gründe sprechen jetzt für ein Transistorgerät*

* zum Beispiel für den TELEFUNKEN »Kavalier« selbstverständlich mit UKW

...ein schöner Sommertag...ein Ausflug ins Grüne...der bevorstehende Urlaub – und überhaupt die ganze Jahreszeit ist so ansteckend für gute Laune wie die farbenfrohen TELEFUNKEN Transistorgeräte. Klein genug, um überall dabei zu sein und groß genug, um einen guten Klang zu bieten.



Wenn Sie mehr über TELEFUNKEN Transistorempfänger wissen wollen, rufen Sie uns einfach unter Hannover 0511/74074 an. Ein TELEFUNKEN Anrufbeantworter nimmt zu jeder Zeit Ihre Wünsche auf. Nach 19 Uhr kostet das Gespräch nur 32 Pf. – ganz gleich von welchem Ort im Bundesgebiet Sie anrufen.

Alles spricht für **TELEFUNKEN**

Ferien in Deutschland

Lernen Sie doch segeln!

Wenn Sie im Urlaub segeln wollen, dann brauchen Sie weder seemännische Erfahrung noch einen Bekannten mit Jacht, noch eine Menge Geld. Sie belegen einfach einen Vierzehn-Tage-Kurs in einer Segelschule.

Lassen Sie sich durch das Wort Schule nicht abschrecken. Dieser Unterricht wird Ihnen bestimmt Freude machen. Er findet nämlich nur bei ganz miserablem Wetter im Saale statt. In der Regel ist das Cockpit einer schnittigen Jacht die Schulbank. Und die Tafel, auf der geschrieben wird, ist das blaue Wasser eines von sanfter Brise gekräuselten Sees.

Ein QUICK-Redakteur hat den „Urlaub an der Pinne" — die Pinne ist das Steuer eines Segelbootes — ausprobiert. Und zwar in der Chiemsee-Jachtschule Gollenshausen, die nach dem Krieg von dem früheren U-Boot-Kapitän Hans Norbert Schunck gegründet wurde. Braungebrannt und hell begeistert kehrte der Segel-Lehrling zurück: „In diesem Urlaub ist mir etwas gelungen, was ich in früheren Ferien nie geschafft habe — ich habe keine Minute an den Beruf gedacht." Er berichtete von einem Zwei-Tage-Törn mit Übernachtung im vor Anker liegenden Boot, von Regatten und



von Shantie-Abenden (Shanties sind Seemannslieder).

Außer der Jachtschule in Gollenshausen (Post Gstadt am Chiemsee) stehen folgende Segelschulen zur Auswahl:

Am Chiemsee die Chiemsee-Jachtschule Harras des Deutschen Hochseesportverbandes Hansa. (Geschäftsstelle Hamburg 36, Colonnaden 5)

Reisen Sie per Schiff!

Mit schnittigen Luxus-Motorschiffen, die wie kleine Ozeanriesen aussehen, können Sie auf dem Buckel des alten **Vater Rhein** Deutschland durchmessen und dabei sogar noch den Fuß über zwei Grenzen setzen.

Die „Europa" und die „Helvetia" der Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrt sind 95 Meter lang und 12 Meter breit, haben in behaglichen Kabinen Betten für je 200 Passagiere, haben ein Schwimmbad an Bord und ein Restaurant, von dem die Gourmets schwärmen. Alle Kabinen sind mit Zentralheizung und Ventilation ausgestattet, die meisten auch noch mit WC und Dusche, und Manager, die auf gar keinen Fall völlig abschalten wollen, können sogar telefonieren.

Diese Traumschiffe, auf denen es keine Klasseneinteilung gibt, verkehren zwischen Basel und Rotterdam. Die Fahrt flußabwärts dauert vier und die Bergfahrt fünf Tage. Man hat also endlich mal Gelegenheit, den Rhein außerhalb der Benzinwolken zu genießen.

Und was kostet der Spaß? Von Basel bis Rotterdam 280 Mark und von Rotterdam nach Basel 315 Mark alles in allem. In Basel und Rotterdam kann die Reise mit dem schwimmenden Hotel für kürzere oder längere Zeit unterbrochen werden.

Wohnen Sie auf Burgen!

Rund fünfzig Grafen, Prinzen und Barone sind bereit, Sie in ihren Schlössern oder Burgen freundlich aufzunehmen. Als zahlenden Gast selbstverständlich. Aber keine Angst: Die Preise sind nicht höher als in gleichwertigen Hotels. Dafür dürfen Sie jedoch im Himmelbett und hinter dicken Mauern schlafen, bei Kerzenlicht speisen und am lodernden Kamin von der guten alten Zeit träumen.

Natürlich können wir Ihnen hier nicht alle fünfzig Burgen und Schlösser vorstellen. So viele wollen Sie ja auch bestimmt nicht in einem Urlaub kennenlernen. Schon bei unserer Auswahl wird es Ihnen schwerfallen, sich zu entscheiden. Wir haben die Schlösser und Burgen in alphabetischer Reihenfolge geordnet. In den Klammern finden Sie jeweils eine nähere Ortsangabe. Und nun geht es los:

Schloß Arensburg (Rinteln an der Weser): Wasserburg mit Tennisplatz und Reitpferden

Schloß Auel (Wahlscheid im Aggertal): Schon Napoleon und Zar Alexander übernachteten hier

Schloß Berge (Gelsenkirchen): Etwas für Freunde des Barock

Schloß Berlepsch (Witzenhausen): Seit über 600 Jahren im Besitz der Grafen



von Berlepsch, die auch heute noch viel vom Wein verstehen

Schloß Elmau (Garmisch-Partenkirchen): Mit Hausmusik bei Kerzenschein

Burg Falkenfels (Ascha, Bayerischer Wald): Hotel für Leute mit kleinem Geldbeutel

Schloß Gebsattel (Rothenburg ob der Tauber): Kleines Renaissanceschlößchen mit kostbarer Einrichtung, idealer Platz für Verliebte

Schloß Georghausen (Bensberg, Bergi-

Am Steinhuder Meer die Segelschule Steinhude des Deutschen Hochseesportverbandes Hansa.

Am Bodensee die Bodensee-Jachtschule Lindau, Postfach 23.

Am Ammersee die Bayerische Seglervereinigung (Geschäftsstelle: München 19, Hildebrandstraße 14) und die Ammersee-Segelkurse Heinrich Seidl, Dießen (Ammersee).

An der Ostsee die Hanseatische Jachtschule Glücksburg des Deutschen Hochseesportverbandes Hansa.

Gesegelt wird auf allen Schulen gleich. Die Art der Unterbringung, die Teilnehmerzahl und die Kosten sind bei den verschiedenen Kursen natürlich verschieden. Mitzubringen sind in jedem Fall Segelschuhe (anderes Schuhwerk würde den Lack der Boote zerkratzen), weiße Blusen oder Hemden und weiße Hosen (möglichst lange, denn Sonnenbrand auf den Oberschenkeln tut besonders weh). Außerdem Pullover und warmes Unterzeug, da zum Segeln ja eine gehörige Portion Wind gehört.

Wer sportlichen Ehrgeiz hat und später Regatten segeln will, kann sich in diesen Kursen auf die „Binnenschiffer-Prüfung" vorbereiten. Wem der Sinn aber mehr nach Sonne steht als nach den Einzelheiten der Navigation und der Fahrwasser-Betonnung, der wird — vor allem bei privaten Schulen — zu nichts gezwungen.

Wenn Sie in Ihren Ferien nur dann und wann mal in See stechen wollen, dann kann Ihnen das Schwäbische Meer, der vielgeliebte **Bodensee**, gar nicht warm genug empfohlen werden. Hier nehmen Sie in einer wahrhaft amourösen Landschaft Wohnung und schweifen per Schiff in die Weite.

Die weiße Bodensee-Flotte der Bundesbahn besteht heute aus zwei Dampfern, 18 modernsten Motorschiffen und 9 Motorbooten. Mit denen können Sie auch in die Schweiz und nach Österreich fahren.

Und sie können sich, wenn Sie oft genug fahren, eine ganze Menge Rabatt zunutze machen.

---

sches Land): Von einem breiten Wassergraben umgeben

Schloß Hirschhorn (Neckar): Richtige alte Raubritterburg

Burg Hornberg (Neckar): Hier saß Götz von Berlichingen fast 18 Jahre lang im Hausarrest

Schloß Hugenpoet (Kettwig an der Ruhr): Großes Haus mit Schloßkapelle und guter Küche

Burg Jagsthausen (Jagsttal): Geburtsstätte des Götz von Berlichingen, dessen berühmtes Zitat bei den Festspielen weit durchs Land hallt

Schloß Kronenberg (Taunus): Nobles Haus mit noblen Preisen

Burg Lauenstein (Ludwigstadt in Oberfranken): Vollständig erhaltene mittelalterliche Burg mit Wehrgängen und Zinnen; nur das Burgfräulein muß mitgebracht werden

Schloß Ludwigshöhe (Edenkoben in der Pfalz): Ehemaliges Kavaliershaus, heute Sporthotel, in dem sich auch Nichtsportler wohlfühlen

Schloß Reinhartshausen (Erbach am Rhein): Liegt inmitten von Weinbergen

Burg Schnellenberg (Attendorn): Ferienparadies aus dem 11. Jahrhundert mit Turmzimmern

Burg Schönburg (Oberwesel): Heißt mit Recht so

➔

Ferien in Deutschland

Schloß Thiergarten (Bayreuth): Idyll für Hochzeitsreisende

Schloß Tremsbüttel (Holstein): Nach dem Frühstück Ausfahrt mit Pony-Gespann

Burg Weitenburg (Horb am Neckar): Hier soll angeblich noch ein Schloßgeist spuken

Schloß Zell (Mosel): Liegt zwar mitten in der Stadt, hat dafür aber einen berühmten Weinkeller

Mehr wollen wir Ihnen heute nicht verraten! Lassen Sie sich überraschen! Jedes Schloß hat seine romantische Vergangenheit, jede Burg ihr kleines Geheimnis. Sie werden es schon entdecken. Wir drücken Ihnen beide Daumen.

Fahren Sie über berühmte Straßen!

Die Weinstraße

Die Weinstraße läuft parallel zum Rhein. Sie beginnt im Norden etwa bei Grünstadt, etwas südlich von Worms, schlängelt sich an Bad Dürkheim, Neustadt, Maikammer, Edenkoben vorbei in den Süden und endet vor der elsässischen Grenze am Weintor von Schweigen. Rechts und links der Straße Weinberge, Weinberge, Weinberge!

Die Weinstraße ist rund 80 Kilometer lang, nicht sehr breit, aber kurvenreich. Rasen — das ist hier unmöglich und unsinnig!

Die Weinstraße ist erdacht und gebaut zum geruhsamen Entlangzockeln, zum Umschauen und vor allem — zum Aussteigen. Wer kann denn auch vorüberfahren an den Hunderten von kleinen Weinwirtschaften, an den Ausschankstuben der Winzergenossenschaften, die in aller Bescheidenheit und Schlichtheit drei Wünsche des Gastes todsicher erfüllen: sauberen Wein, gutes Essen, niedrige Preise.

Und sitzt man dann an einem der weißgescheuerten Holztische und greift zur Weinkarte, tritt man ins Paradies ein: Gimmeldinger Meerspinne, Mußbacher Eselshaut, Forster Mariengarten, Kirchenstück und Jesuitengarten, Ruppertsberger Reiterpfad und Linsenbusch und — nicht zu vergessen — Kallstadter Saumagen, Goethes „beste Medizin". Das sind alles Namen, die überirdische Genüsse versprechen. Doch ist die Liste noch lange nicht zu Ende. Jedes der 35 pfälzischen Winzerdörfer hat seine besondere Spezialität, und Kenner der Weinstraße verraten sie nur ihren besten Freunden.

Wer Pfalzwein liebt, dem schmeckt auch pfälzisches Essen: Pfälzer Bratwurst, gut gewürzt, Handkäs, schön weich und kümmelig, hausgemachte Blut- und Leberwurst, Schwartenmagen. Alles das gibt eine gute Grundlage zum Weitertrinken!

Nun noch einige spezielle Weinstraßen-Tips:

● Einer muß sich opfern, wenn man im Auto in fröhlicher Gemeinschaft das Weintor erreichen will. Er darf nur ganz

wenig trinken, denn Pfalzwein macht unmerklich trunken, tief und herrlich trunken. Man vergißt die Welt, und man vergißt auch, wie man ein Auto steuern muß.

● Nehmen Sie sich Zeit für die 80 Kilometer. Ein oder zwei Übernachtungen — in blitzsauberen, gar nicht teuren Hotels überall möglich — schenken erst den wahren Genuß. Am nächsten Tag kann sich dann der andere mal opfern.

● Der Pfälzer Wald ist ein Paradies für Wanderer, die Einsamkeit lieben. Viele Forsthäuser und Raststätten sorgen dafür, daß Sie nicht verhungern oder verdursten. Der Pfälzer Wald ist eines der größten zusammenhängenden Waldgebiete Deutschlands.

● Machen Sie mal für einen Tag einen Abstecher nach Speyer am Rhein und besuchen Sie das interessanteste Weinmuseum der Welt. Es liegt dicht beim Speyerer Dom, der mit seiner Kaisergruft und Krypta die größte romanische Kirche Europas ist.



● Die Pfalz ist gespickt mit Burgen und Schlössern. Manche sind Ruinen, manche wundervoll erhalten. Besichtigen Sie die Limburg bei Bad Dürkheim, das Hambacher Schloß und den Trifels bei Annweiler.

● Die Geißbockversteigerung am Pfingstdienstag in Deidesheim ist eines der schönsten pfälzischen Volksfeste.

● Sollten Sie im September Zeit haben: Der Dürkheimer Wurstmarkt (8.—11. und 15.—17. 9.) ist das größte Weinfest der Welt. Nur dann geht es in der Pfalz wirklich ausgelassen zu. Sonst liebt man hier keinen Rummel, sondern die besinnliche, wenn auch gesprächige Trinkrunde.

Der Nationaldichter der Pfalz heißt Paul Münch und war Zeichenlehrer in Kaiserslautern. Er hat in seinem klassischen Werk „Die Pfälzische Weltgeschichte" für alle Zeiten festgestellt, daß die Weltachse in der Pfalz geschmiert wird und Gott das Paradies entlang der Weinstraße angesiedelt hat. Und welcher QUICK-Leser möchte nicht schon zu Lebzeiten einmal einige Stunden im Paradies verbringen? —

Die Alpen-Querstraße

Seit vielen Jahren wird daran gebaut. Teilstück nach Teilstück wird fertig. Und gut ausgebaute Bundesstraßen füllen die Lücken zwischen den Teilstükken aus. Die Alpen-Querstraße ist nicht wie andere Straßen nach irgendeinem Nützlichkeitsprinzip geplant, sondern in die Landschaft hineinkomponiert. Vom Bodensee bis nach Salzburg schlängelt sie sich durch das Alpenvorland, macht hier einen Umweg, um einen See zu begrüßen, schlägt dort einen Haken, um einen Berg zu erklimmen, und schaut immer wieder mal tief hinab in ein Tal, um dem Touristen einen besonders schö-

Frisch… denn die Rösterei verschickt ihn… direkt in Ihr Haus!



Das nächste Mal, wenn Sie eine Sendung »Gold-Mocca« öffnen . . . und sich eine Tasse Kaffee machen . . . und den ersten Schluck nehmen . . . dann werden Sie sich vielleicht an folgendes erinnern:

Jede Bohne in jedem Pfund »Gold-Mocca« wird noch am gleichen Tage verschickt, an dem sie geröstet wurde – mit der Post direkt zu Ihnen – oder direkt in Tchibos eigene Filialen.

Warum verkaufen wir nur direkt?

Wir haben unseren »Gold-Mocca« nie anders verkauft. Und wir werden es niemals tun. Denn auf keine andere Weise kann unser »Gold-Mocca« so schnell, so frisch zu Ihnen kommen. Kein anderes System kann garantieren, daß Kaffee in *Ihrer* Tasse so frisch und köstlich schmeckt wie bei *uns*.

Ja, auch wir probieren den Kaffee. Denn es ist eine große Kunst, einen wirklich perfekten Kaffee herzustellen. Und am wichtigsten sind eben die Geschmacks-Experten.

Wir probieren, bevor wir kaufen!

Ohne diese Fachleute machen wir nichts bei Tchibo. Bevor wir den Rohkaffee kaufen, wird er von einem Kaffeeschmecker geprüft (man nennt das „cup-proving"). Er röstet ein paar Bohnen, mahlt sie, macht sich eine Tasse Kaffee und kostet. Wenn *er* den Geschmack nicht mag, würden auch *Sie* ihn schwerlich mögen. Tchibo kauft einen anderen Kaffee.

Und wenn unser Kaffee in Hamburg ankommt, wird er wiederum von einem Geschmacks-Experten geprüft – um sicher zu sein, daß die Bohnen die Reise gut überstanden haben. Und noch mehr: In unserem Hause wird der Kaffee alle 30 Minuten von unseren Fachleuten abgeschmeckt.

Wir probieren, bevor wir rösten!

Wir müssen das tun. Wir mischen 9 verschiedene Kaffeesorten. Und nur der „Gaumen" des Kaffeeschmeckers weiß, wie jede Sorte zu rösten ist, damit sie mit den anderen harmoniert. (Es ist fast wie eine Musik-Komposition.) Diese Bohnen? Noch zu hell. Brauchen mehr Hitze. Doch diese da – besonders empfindlich! Müssen vorsichtig geröstet werden!

Und endlich, wenn jede Serie fertig ist . . . und 9 großartige Kaffeesorten *eine* großartige Mischung wurden . . . dann nimmt der Chef-Kaffeeschmecker seine kleine Probe, braut sich seine kleine Tasse und prüft zum letzten Mal den Geschmack.

Viel Mühe – ja, das stimmt. Doch dies ist der einzige Weg, den wir kennen, um ganz sicher zu sein, daß »Gold-Mocca« immer so gut ist, wie Sie es erwarten . . . immer der gleich köstliche, wunderbar ausgewogene Kaffee, den Millionen lieben.

Denken Sie daran: Nur durch die Post . . . oder in den Tchibo-Filialen!

Gut, das mag ein paar Schritte mehr bedeuten, »Gold-Mocca« zu bekommen. Doch weil Tchibo *nur* direkt verkauft, sparen Sie Geld bei *jeder* Tasse dieses wundervollen Kaffees. Wenn die Tchibo-Filiale nicht in Ihrer Nähe liegt, schicken Sie uns noch heute den Bestellschein. Wir senden Ihnen – frisch aus der Rösterei – Tchibo »Gold-Mocca«, den meistgetrunkenen Kaffee in Deutschland!

Vergessen Sie nicht . . . Tchibo »Gold-Mocca« erhalten Sie nur durch die Post oder in den Tchibo-Filialen!



Lesezirkel-Leser bitte anstatt Bestellschein eine Postkarte benutzen.

Tchibo

Senden Sie mir bitte .... Pfund **Tchibo »Gold-Mocca«**

Klarsichtdose / Taschentuchbeutel
(Nichtzutreffendes streichen)

zum .... 1962 per Nachnahme

Bei Paketen zu		1 Pfd.	2 Pfd.	3 Pfd.	4 Pfd.	5 Pfd.	6 Pfd.
Richtpreis	je Pfd.	8.10	8.10	8.10	8.10	8.10	oder mehr portofrei
Portoanteil	je Pfd.	-.60	-.40	-.30	-.20	-.15	
Endpreis	je Pfd.	8.70	8.50	8.40	8.30	8.25	8.10

(Bitte in Blockschrift ausfüllen.)

....
Name

....
Postleitzahl und Ort

....
Straße

Bitte auf Postkarte kleben oder im Umschlag einsenden an: Tchibo, Hamburg 36

Q 19

Ferien in Deutschland

nen Blick zu gönnen. Und wer kein Auto hat, kann dieser großartigen Straße auch mit Postomnibussen folgen.

Beginnen Sie Ihre Fahrt in Lindau. Fahren Sie dann über Immenstadt bis Sonthofen, und leisten Sie sich hier den 14 Kilometer langen Abstecher nach Oberstdorf. Von Sonthofen geht es über Hindelang und Oy nach Füssen, dessen mittelalterliche Schönheit durch den neuen Stausee sogar noch gewonnen hat. Vielleicht spülen Sie hier mit einem Bad den Reisestaub ab, bevor Sie sich zur Weiterfahrt entschließen, um die Märchenschlösser Neuschwanstein und Hohenschwangau zu besuchen. Diese Wundergebilde wurden vor mehr als 80 Jahren vom Bayernkönig Ludwig II. gebaut. Seine Zeitgenossen sperrten ihn ein, weil sie ihn für einen verrückten Verschwender hielten, aber die heutigen Bayern sind ihm dankbar, denn seine Bauwerke ziehen die Touristen aus aller Welt an. Im Laufe der Jahre haben die Eintrittsgelder die Baukosten bei weitem überschritten.

Weiter geht es über Steingaden (Abzweigung) an der herrlichen barocken Wies-Kirche vorbei, die in all ihrer Pracht wirklich einsam auf einer Wiese steht, in das Passionsspieldorf Oberammergau. Und dann nach Ettal, zum schönsten Alpenkloster, wo Sie nicht nur die Kuppel der Klosterkirche bewundern, sondern auch den Klosterlikör probieren sollten. Bald erreichen Sie Garmisch-Partenkirchen, falls Sie nicht noch einen Abstecher nach Schloß Linderhof einschieben, wo Sie wieder auf ein Schloß des Märchenkönigs Ludwig stoßen. Hier hat der Monarch sich in unterirdischer Grotte auf echtem See die Schwanenszene aus Lohengrin vorspielen lassen.

Im weiteren Verlauf der Straße sehen Sie die Zugspitze und das Karwendel-Gebirge. Sie fahren dann über Walchensee, Kochelsee, Bad Tölz zum Tegernsee und Schliersee — welch eine Kette klangvoller Namen! — über Bayrischzell „vis à vis vom Wendelstein" ins Inntal. Nun folgen Sie der Inntal-Straße bis kurz vor Rosenheim und der Autobahn München—Salzburg bis Bernau.

In Bernau unbedingt abbiegen auf Bundesstraße 305, die nach Reit im Winkl ein echtes Stück der Alpen-Querstraße wird. Kühn verläuft die Trasse quer durch die Hochgebirgswelt, vorbei an der Reiteralp zum Watzmann und zum düster-schönen Königssee, um über Berchtesgaden und Bad Reichenhall mit einem Blick auf Salzburg an der deutschen Grenze ihr Ende zu finden.

Die Romantische Straße

Dieser Weg ist eine Erfindung der Reisestrategen, aber es ist eine großartig zusammengestellte Route. Sie reisen tief in die Vergangenheit. Sie erleben lebendiges Mittelalter und Sie begegnen Prachtbeispielen aus der Kunstgeschichte vieler Jahrhunderte.

In dichter Kette säumen Städte und Städtchen den Weg der 372 Kilometer langen Romantischen Straße, die Sie mit Eisenbahn und Omnibus genauso gut bewältigen können wie am Steuer Ihres Autos.

Sie beginnen die Fahrt in Würzburg, wo Sie sich nach Besichtigung der Residenz mit den berühmten Tiepolo-Fresken zu einigen Gläsern Steinwein ins „Bürgerspital" oder „Juliusspital" begeben (beides keine Krankenhäuser mehr, sondern Weinkneipen).

Die nächsten Etappen sind Rothenburg, Feuchtwangen, Dinkelsbühl, Nördlingen, ein lebendiges Museum aller Stilepochen von der Gotik über den Barock zum Rokoko. Sie überschreiten in Donauwörth die hier noch junge Donau und schauen sich in der Altstadt des modernbetriebsamen Augsburg die schönsten Bauten der süddeutschen Renaissance an.

Über Landsberg am Lech erreichen Sie das Voralpenland, und im trutzigen Füssen finden Sie den Anschluß an die Ihnen nun schon wohlbekannte Alpen-Querstraße. ●



Wer mit wem?

Cha-Cha-Cha-Fanatikerin Farah frönte in einem großen Pariser Schallplattengeschäft hemmungslos ihrer Leidenschaft: Sie hörte sich pausenlos die neuesten Cha-Cha-Cha-Platten an. Das war für die zufällig im selben Geschäft anwesende Brigitte Bardot willkommener Anlaß zu einem ihrer herausfordernden Propaganda-Tricks: Sie bestand lauthals darauf, nur Mozart-Platten zu hören und zu kaufen.

Methusalem Winston Churchill (87-jähriger britischer Ex-Premier und Nobelpreisträger) ist jetzt restlos glücklich. Grund: Tochter Sarah (Schauspielerin und Alkoholfreundin) hat in dem Baron Audley endlich ihren dritten Ehemann gefunden. Nach der Hochzeit der wegen Trunkenheit mehrfach Bestraften atmete „Old Winnie" auf: „Es war aber auch höchste Zeit . . ."





Joan und Irish: Sex-Appeal auf nackten Sohlen . . .

Ex-Braut Juliet Prowse (Beinahe-Gattin von Frank Sinatra) ist der Ansicht, daß auch eine geplatzte Verlobung — selbst bei allerkürzester Dauer — gewisse Zinsen abwerfen muß. Darum behält sie stillschweigend die Verlobungsgeschenke Frankieboys: einen großen Brillantring sowie einen mit Brillanten besetzten Rubin-Armreif. Juliet ent-



schuldigt ihre Wucherzinsen mit dem Hinweis, Sinatra habe bis jetzt noch nichts zurückgefordert.

Dauer-Starlets Joan Staley und Irish McCalla (bis zu ihrer ersten großen Hollywood-Rolle dauert es noch etwas) zeigen den neuen Twen-Appeal: Lange Hosen mit dezent kurvenfreundlichen Pullis. „Papas Kino" (lange Seidenbeine und aufregendes Dekolleté) scheint demnach auch in der US-Filmmetropole gestorben zu sein. Bei dieser Gelegenheit haben die Twens es durchgesetzt, daß der in den USA erfundene Sex-Appeal von oben nach unten gerutscht ist: Mit ihren freigebig gezeigten nackten Zehlein wollen Joan und Irish nun neue Filmgeschichte machen. Mehr Blößen wollen sie vorläufig nicht riskieren . . .

★

Dirigentensohn Karl Heinz Böhm (filmender Sohn des Taktstock-Magikers Professor Karl Böhm) hat wieder einmal seinen Grübchen-Charme spielen lassen: Bei dem Film „Rififi in Tokio" fiel seine Partnerin Barbara Lass darauf herein. Resultat: Karl Heinzens Frau (Ex-Starlet Gudula Blau) zieht es vor, künftig mit ihren drei Kindern (aber ohne Karl Heinz!) zu leben, und hat die Scheidungsklage eingeleitet . . .

★

Hausfrau Eartha Kitt (farbige Sängerin mit einem seit Eheschließung gemäßigten Sex in der Stimme) gibt neuerdings Frauen Ratschläge für richtige Männerbehandlung. Und zwar in gedruckter Form für jeden ihrer weiblichen Konzertbesucher. Eartha bezeichnet ihre Tips als „Sex-Gebote". Nummer eins dieser Gebote lautet beispielsweise: „Eine Frau muß ihren Mann so fest im Griff haben, daß er sich nicht selbständig machen kann. Und dieser Griff darf niemals gelokkert werden!" Eartha hat mit dieser neuen Masche auch privatim so viel Erfolg, daß sie glatt als Eheberaterin Geld verdienen könnte.

★

Ex-Twen Jackie Kennedy (US-Präsidentengattin, Schlangenhasserin und Mustergattin) hat gelinden familiären Ärger: Ihr Halbbruder Hugh Dudley Auchinclos jr. wurde im Spielerparadies Las Vegas von seiner Frau Alice geschieden. Grund: Hugh Dudley habe seine Frau „moralisch gefoltert".

Soviel für heute. Nächste Woche hören Sie wieder von Ihrem

Anatol Aber

Zeilenfreie Fernsehgeräte

1962/63



Unsere bestechenden Vorzüge:

Alle Loewe Opta FS-Geräte dieser Saison besitzen das völlig zeilenfreie Fernsehbild, das beliebig ein- und ausschaltbar ist. Neben vielen technischen Neuerungen sorgen Automatiken für Bild- und Zeilenstabilität und Kontrastregelung sowie Scharfabstimmung im VHF/UHF-Bereich. Elegante, zeitlose Gehäuse in edlen Holzarten und vollendete Tonwiedergabe gehören zur Tradition unseres Hauses und bestimmen auch Stil und Ton dieser Serie.

LOEWE OPTA

Berlin-West · Kronach/Bayern · Düsseldorf

Er war ein Abenteurer und kannte die Welt. Aber das größte Abenteuer wartete noch auf ihn: die Liebe

Zweimal blüht der Fieber-baum

Roman von Richard Mason

Ronald Birkett war nach Nepal gekommen, um ein Attentat auf den König vorzubereiten. Im letzten Moment hat er sich von seinem Auftrag losgesagt und vergeblich versucht, die Tat zu verhindern. Der Anschlag ist mißglückt. Als Flüchtling verläßt Birkett Nepal. Mit ihm flieht Durga, die Frau, die seinem Leben einen neuen Sinn gegeben hat. Ihr Ziel ist Tibet. Aber noch vor der Grenze stoßen sie im Himalaja auf einen Kontrollpunkt und werden festgenommen . . .

Birkett tastete in der Dunkelheit die Risse des rauhen Gemäuers ab. Er rieb und kratzte an den Fugen — es war sinnlos, und er gab es gleich wieder auf. Das einzige Licht drang durch einen schmalen Spalt über der Tür in die Zelle. Und so hatten Birkett und Durga eine ganze Stunde gebraucht, um festzustellen, daß sie nicht allein waren. Das leise Stöhnen, das sie vorhin darauf aufmerksam gemacht hatte, klang wieder aus einer Ecke.

„Sieh an", sagte Birkett und legte seinen ganzen Galgenhumor in die Worte, „unserm Willi geht's wieder schlecht."

Der Mann reagierte auch jetzt nicht. Vermutlich war er krank. Aber jedenfalls nicht sehr. Denn er war der erste gewesen, der vor einer halben Stunde an der Tür war, als die Schüssel mit Essen unzeremoniell hereingestellt worden war. In der Helligkeit des Türspalts hatte Birkett vorhin sein Gesicht sehen können: ein Sherpa.

„Es ist am besten, wir finden uns ab", sagte Birkett. „Hier auszubrechen ist hoffnungslos . . ."

Er ging wieder zur Tür, bückte sich unter das niedrige Vordach und versuchte, seine Augen an den qualmenden Rauch zu gewöhnen.

Durch den Spalt unter dem Oberbalken konnte er den Fahnenmast erkennen und den Pfad hinunter ins Tal. Auch der Paß jenseits des Tals war auszumachen, weiße Schneefelder und steile Wände zu beiden Seiten.

„Da steht man hier", brummte er, „wie ein sehnsüchtiges Kind vor dem Schaufenster einer Konditorei. Die reinste Folter."

Er spürte, daß seine Füße zu Eis erstarrt waren. Er begann aufzustampfen und seine Arme um den Oberkörper zu schlagen.

„Eng und saukalt. Du solltest dich auch ein bißchen bewegen . . ."

Durga saß auf dem klammen Boden, den Rücken an die Wand gelehnt. „Ich kann den Rauch nicht ertragen. Ich ersticke, wenn ich aufstehe."

„Hm, da sagt man immer: kein Rauch ohne Feuer! Aber hier Feuer zu finden, ist ein Kunststück." Er kniete nieder und versuchte mit einem Haken den glimmenden Haufen Yakdung anzufachen. „Quatsch, der ist zu feucht. Komm, ich massiere dich."

Birkett begann Durgas Füße und Beine zu reiben, bis er erkennen konnte, daß sich ihr Zellengenosse aufgerichtet hatte. Er saß mit gekreuzten Beinen, sein Oberkörper schwang langsam vor und zurück. Mit monotoner Stimme sang er vor sich hin: „Om mani padme hum . . . Om mani padme hum . . ."

„Er spricht sein Gebet", sagte Durga leise, als wollte sie ihn nicht stören.

„Wenn er betet, dann gibt's vielleicht was zu essen. Aber ich werde den Verdacht nicht los, daß die Löwen in diesem Käfig täglich nur einmal gefüttert werden."

„Om mani padme hum . . ."

Der Lichtstreifen über der Tür wurde fahler.

„Ich gebe die Hoffnung auf. Also müssen wir auf unsere Notration zurückgreifen." Birkett griff in die Tasche und zog einen Fladen Yakblut hervor. Er teilte ihn sorgsam in zwei Stücke, als draußen Schritte hörbar wurden, dann das Geräusch des Schlüssels.

„Mir scheint, Willis Gebete werden erhört."

Ein Streifen fahlen Lichts zeichnete sich auf der Wand ab, als jetzt die Tür spaltbreit aufging. Nicht weiter, als daß eine Hand eine Schüssel Suppe hereinschieben konnte.

Auf Knien und Händen hastete der Sherpa aus seiner Ecke, packte die Schüssel und zog sich wieder zurück. Die Tür wurde geschlossen, der große Riegel schnappte ein.

„He, und für uns?"

„Vielleicht ist er zurückgegangen, um unsere Portionen zu holen, wie heute vormittag."

„Ja", überlegte Birkett, „aber heute vormittag hatte er die Tür nicht wieder verriegelt." ➜



Fotografiert für PEER EXPORT: Paris



EXPORT
che Qualitätscigarette
d für die Welt
EXPORT
KRISTINUS
PEER
EXPORT
„Meine Stammarke ist die PEER EXPORT,
mir schmeckt diese Exportcigarette ausgezeichnet,
ich rauche sie immer wieder gern.
Kein Wunder, daß die PEER EXPORT nicht nur
bei uns in Deutschland, sondern auch in Paris
gern geraucht wird."
20 Stück
DM 1.75 (Inlandspreis)
Ein Erzeugnis
der Cigarettenfabrik
Kristinus

Zweimal blüht der Fieberbaum

Birkett stand auf und sah durch den Spalt über der Tür. Am Vormittag hatte der Soldat, der das Essen brachte, einen Bewaffneten als Begleiter gehabt. Der Posten war draußen geblieben, während der Soldat weggegangen war, um den zweiten und dann den dritten Napf zu bringen. Zwei Schüsseln zugleich zu tragen, ging anscheinend weit über seine Fähigkeiten . . .

Jetzt aber stand kein Posten draußen, und Birkett war überzeugt, nur die Schritte *eines* Mannes gehört zu haben.

Also war der Soldat diesmal allein gekommen . . .

Birkett horchte. Aber das einzige Geräusch, das er vernahm, war das Schlürfen des Sherpa, der seine Suppe hinunterschlang.

„Zu dumm."

„Hast du großen Hunger?" fragte Durga.

„Das auch, aber mir geht etwas Wichtigeres im Kopf herum. Wenn der Bursche allein zurückkommt, kann ich leicht mit ihm fertig werden — und wir könnten verschwinden. Im Dunkeln werden sie uns nie fassen . . . Aber das haben wir leider versäumt. Müssen uns jetzt mit dem Zeug abfinden."

Er reichte ihr ein Stück von den zähen Yakblutkuchen und zog seine Hand rasch wieder zurück. Von draußen kamen wieder Schritte, jetzt wurde am Riegel hantiert.

Birkett drückte sich neben der Tür an die Wand. Und durch den Spalt sah er die gebückte Gestalt des Soldaten, der eine Schüssel in die Zelle schob. In seiner gesteppten Jacke wirkte er wie eine Schmetterlingslarve.

Der Soldat war allein.

Sieht allzu einfach aus, überlegte Birkett. Die Sache muß einen Haken haben.

Die Tür wurde wieder geschlossen. Der Riegel vorgeschoben, die Schritte entfernten sich.

Gespannt blieb Birkett eine Minute stehen, dann war sein Entschluß gefaßt. Die Spannung seiner Nerven hatte sich gelöst. Er war kühl, wach und enthemmt.

„Komm, wir hauen ab. Halte dich bereit . . ."

„Du willst doch nicht wirklich?" fragte sie eingeschüchtert.

„Doch. Tu, was ich dir sage. Hierher . . . kümmere dich nicht um den Rauch. So, hier . . . platt an die Wand. Nicht rühren, bis ich ‚los' sage — dann raus wie der Blitz, quer über die Straße und Richtung Tal. Ich komme hinterher. Paß auf, daß du nicht über Stock und Rucksack stolperst. Ich habe sie hier in Griffweite gestellt und sobald der Soldat erledigt ist . . ." Er hörte Schritte kommen. „Keine Angst, es ist kinderleicht."

Der Riegel glitt zurück. Die Tür ging ein Stück auf. Birkett sah die Hand, die den Napf hereinschob, während die andere die Tür hielt.

Der Napf stand direkt zu Birketts Füßen. Der Soldat wollte eben die Tür schließen, da hatte Birkett seinen Fuß in den Spalt geschoben und die Tür mit Wucht aufgerissen. Jetzt packte er den Soldaten und hob ihn über die Schwelle.

„Los!"

Durga schlüpfte an dem Soldaten vorbei und war im Dunkel verschwunden.

Der Soldat zappelte. Birkett bekam ihn an der Hose zu fassen und hob den Gegner mit einem Schwung hoch: Er war selbst überrascht, wie leicht der Gurkha war. Er löste den Griff und ließ den Mann zu Boden fallen, griff nach Stock und Rucksack und vergewisserte sich, daß die Luft rein war.

Verdammt leicht machen die es einem, dachte er. Er schwang den Rucksack über und wollte losrennen — als er einen Schrei hörte und im selben Moment von hinten gerammt wurde, als ginge ihn ein Stier an. Er ließ Stock und Sack fallen, fuhr herum und sah ein rotbraunes Gesicht vor sich, langes schwarzes Haar, goldene Ohrringe und wilde Piratenaugen — der Sherpa.

„Laß los, du Narr!" fauchte ihn Birkett an. Er wehrte den Mann ab und war schon an der Tür, als der Mann sich wieder schreiend in Birketts Rücken warf. Sie rollten beide zu Boden.

Birkett kämpfte mit allen Kräften, um sich aus der Umklammerung des Wahnsinnigen zu befreien. Und er kam los, aber bevor er stand, hatte der Sherpa seine Füße gepackt, und Birkett fiel schwer über ihn.

Im Stürzen sah er, daß der Soldat hochgekommen war — eine Klinge in der Hand.

Mein Gott, durchfuhr es Birkett, ein Bajonett!

Er sah die Spitze auf sich zukommen, blitzartig tauchte das Bild Durgas vor ihm auf, die in der Finsternis auf ihn wartete und nicht wußte, was aus ihm geworden war und die schließlich zurückkommen würde, um ihn hier zu finden: aufgespießt wie ein Huhn . . .

Er wußte selbst nicht genau, wie es geschah. Aber er hatte plötzlich den Sherpa abgeschüttelt, die Klinge aus der Hand des Soldaten geschlagen, den Mann von sich geschleudert und war wieder auf die Füße gekommen.

Noch einen Satz zur Tür — er kümmerte sich nicht mehr um Stock oder Rucksack — dann raste er an dem Flaggenmast vorbei, quer über den Weg zur Böschung und rutschte ins Dunkel hinab.

Als er Halt gefunden hatte, lauschte er in die Nacht. Nichts.

★

Etwas an ihm war feucht. Birkett tastete sich ab — da fiel ihm ein, daß es die Suppe sein mußte. Als sie sich am Boden gewälzt hatten, waren wohl die Näpfe in Scherben gegangen. Welch eine Verschwendung . . .

Er versuchte, Durga auszumachen. Zwanzig Meter vor ihm ein geduckter Schatten. Er tastete sich näher — ein Felsblock.

Ein anderer Umriß erregte seine Aufmerksamkeit: wieder ein Felsstück. Und überall waren solche Schatten, geduckten Gestalten gleich. Und immer wieder mußte Birkett sie erst betasten, bevor er sicher war, daß er wieder nur Stein vor sich hatte.

Jetzt wurden Stimmen laut. Er hob vorsichtig den Kopf und sah vier oder fünf stämmige kleine Gestalten, die sich als kleine Silhouetten auf der Böschung abzeichneten. Eine trug eine Laterne oder etwas Ähnliches.

Viel Glück, ihr Bürschchen, dachte er. Ihr hättet es schon schwer genug, mich mit einem Scheinwerfer auszumachen, in solchem Gelände. Mit einem Windlicht aber . . .

Die Silhouetten verschwanden bald wieder.

Als er aufstand, spürte er etwas Feuchtes an seinem Bein herabrinnen.

Herrgott, Suppe kann das wohl nicht sein. Er tastete mit der Hand zum Bein und hielt die Hand dann dicht vor Augen. Zu erkennen war kaum etwas, aber den strengen Geruch kannte er: Blut.

Merkwürdig, überlegte er, ein paar Beulen und Kratzer spüre ich, aber sonst nichts Schlimmeres . . .

Prüfend tastete er sich ab. An seinem Leib war eine Stelle, die schmerzte, wenn er sie berührte.

Muß doch das Bajonett gewesen sein, fiel ihm ein. Der Kerl hat mich also doch geritzt.

Er nahm ein Taschentuch, schob es gebauscht unter das Hemd, um die Blutung zu stillen.

Jetzt mußte er Durga finden, und augenblicklich beschäftigte ihn nichts mehr als die Sorge um sie.

Er überquerte eine weite Strecke des Hanges. Mit jedem Schritt nahm seine Besorgnis zu. Je weiter er sich aus der Nähe des Kontrollpunktes entfernte, um so größer wurde die Möglichkeit, von Durga abzukommen — um so geringer die Chance, sie zu finden.

Die erste Panik überkam ihn. Er entschloß sich, etwas zu riskieren. „Hallo, hier!" rief er mit vorgehaltenen Händen. Von der einen Seite des Tals klang das Echo herauf — dann schwächer, von weiter unten, eine Antwort.

Das war Durga. Die Freude würgte ihm im Hals. Er rannte talwärts und sah sie dann endlich auf sich zukommen.

„Ich bin so froh!" keuchte er. „Hatte Angst, dich verloren zu haben."

„Ich dachte, das sicherste wäre, unten am Bach auf dich zu warten . . . Wie bist du weggekommen?"

„Freund Willi wurde verrückt und hat sich wie ein Berserker auf mich gestürzt — vielleicht hat er gehofft, daß ihm dadurch die Strafe erlassen würde. Er hat mich jedenfalls festgehalten, bis der Soldat mit dem Bajonett auf mich losging . . ."

„Bist du verletzt?"

„Nein, nur angekratzt. Falls wir etwas finden, was zu einem Verband taugt, können wir . . ."

„Aber wir haben Verbandszeug und Jod . . ."

„Nein", Birkett schüttelte den Kopf, „haben wir nicht mehr. Das war alles im Rucksack und den mußte ich dort oben lassen. Meinen Stock auch, und das trifft mich schwer."

„Ich will mir das lieber jetzt gleich ansehen . . ."

Angelino

Birkett streckte sich auf einer Felsplatte aus. Als er den Kopf zurücklegte, spürte er etwas warm in seiner Kehle aufsteigen.

Gefällt mir nicht, dachte er, und schob die Hand vor den Mund.

„Der Stich ist durch deine Jacke gegangen", sagte Durga, „aber ich kann nicht viel sehen . . ."

Birkett wischte sich die Hand ab, um Durga nicht zu erschrecken. „Na, dann danken wir der Wattierung, daß meine Nieren nichts abbekommen haben . . ."

„Ich kann nichts tun, es ist zu dunkel . . ."

Aber er zog Jacke, Pullover und Hemd aus, ballte das Hemd zusammen und gab es Durga.

„Versuch's damit."

„Es dauert nur eine Minute." Sie schlang beide Ärmel des Hemdes um seinen Körper und verknotete sie.

„Danke. Und jetzt gehen wir. Wir müssen die Nacht durchlaufen, als wäre die Hölle hinter uns her."

Während sie den Bach überquerten und die Steigung hinaufzuklimmen begannen, ging der Mond auf und zeichnete ihre Schatten auf den Hang.

Die riesigen Berggipfel über ihnen türmten sich in den Himmel, hoben sich im Mondlicht schärfer ab.

Während des Aufstiegs war wieder das warme Feuchte in seiner Kehle hochgekommen. Das Bajonett mußte ihn doch empfindlicher getroffen haben. Sonderbar erschien ihm nur, daß er keine stärkeren Schmerzen spürte.

Nach einer Stunde aber setzte der Schmerz fühlbar ein. Und daran erkannte Birkett, was ihm bevorstand: Er hatte bisher nur den Rüssel eines Elefanten gesehen, der Elefant selbst mußte erst noch kommen . . .

Und was für ein Elefant! dachte er.

„Wollen wir eine kurze Rast einlegen?" fragte Durga, als habe sie seine Gedanken erraten.

„Nein."

Birkett fürchtete jedes Haltmachen, weil er glaubte, er würde danach nicht wieder aufstehen können. Er mußte um jeden Preis mit seinem Schatten, der vor ihm herlief, Schritt halten.

Und er blieb an dem Schatten, aber als der Mond stieg und der Schatten schrumpfte und wie ein Uhrzeiger um ihn herum wechselte — da konnte er nicht mehr Schritt halten.

„Das Blatt hat sich gewendet", sagte er leise, „wir gehen voraus und die Schatten torkeln hinter uns her. Wir dürfen uns nicht von ihnen fangen lassen . . ."

Eisige Kälte biß in ihre Gesichter, in ihre Hände — wurde aber von der Wärme aufgefangen, die ihre Körper bei der Anstrengung des Steigens entwickelten. Nur manchmal, wenn ein kurzer Abstieg kam, ging dieser Ausgleich verloren und die Kälte gewann die Oberhand, bis der Weg wieder anstieg.

*

Der Mond ging jetzt unter, und die Berge wurden zu schattenhaft drohenden Ungetümen. Aber kaum war die bleiche Scheibe gewichen, als bereits die erste Morgendämmerung in ihrer Flanke aufkam.

Durga blieb stehen. „Ich will jetzt deine Wunde untersuchen. Jetzt wird man schon mehr erkennen können."

„Nein, laß uns weitergehen."

„Aber du hast dir die ganze Nacht keine Pause gegönnt . . ."

„Und ich werde es auch tagsüber nicht tun, wenn ich es irgendwie vermeiden kann. Aber ruhe du dich aus, ich gehe inzwischen langsam weiter."

Und das tat Birkett, doch seine Schritte wurden kürzer und kürzer, bis er fast nur noch auf der Stelle lief: Allein der Rhythmus des Gehens hielt ihn noch aufrecht.

Ein Gefühl sagte ihm, daß er endlos weitergehen könne, wenn er nur in diesem Rhythmus blieb.

Er war jetzt in den Zustand einer Betäubung geraten, der ihn unempfindlich für den Schmerz machte und ihm das Zeitgefühl nahm.

Einmal blickte er hoch, um sich zu überzeugen, daß die Sonne hinter der Bergkette aufgegangen war, hinter der sie sich in steigendem Glanz flüssigen Goldes angekündigt hatte. Und zu seiner Verblüffung war die Sonne verschwunden. Die Sonne verschwunden! Er entdeckte sie hoch oben am Himmel — und so wurde Birkett bewußt, daß er stundenlang weitergewandert war und daß ihm diese Stunden wie Minuten vorkamen . . .

Gegen Mittag erwachte er aus dem Zustand dieser Betäubung. „Wir sind verrückt! Weißt du, was wir tun?"

Er wies auf einen trockenen Haufen Yakdung. „Wir wandern ganz gemütlich auf dem Karawanenweg dahin!"

Sie bogen in einem scharfen Winkel ab, wurden aber bald von dem schwierigen Gelände auf den Weg zurückgedrängt.

So gelangten sie in den Hals eines Tales, das öde und verlassen aussah, als habe man alles entfernt, was irgendwelche Deckung bot.

In der brennenden Mittagshitze wanderten sie ein paar Kilometer längs des Karawanenweges. Das Tal blieb unbelebt, verödet. Aber nachdem sie sich zwanzig Minuten lang vom Weg entfernt hat-

Zweimal blüht der Fieber baum

ten, sahen sie seine Windungen ein Stück unter sich wieder — und zwei Soldaten mit Gewehren, die von der Paßhöhe herabgingen.

„Ob sie uns gesehen haben?" fragte Durga.

„Nein, sie sähen nicht so munter aus, wenn sie eine Nacht nach uns gesucht hätten. Wahrscheinlich nur eine Patrouille. Bin nur froh, daß wir ihr nicht geradewegs in die Arme gelaufen sind."

Eine leichte Schwäche überkam Birkett. Seine Füße bewegten sich nicht mehr automatisch — sie waren plötzlich bleischwer, und jeder Schritt forderte ihm Anstrengung ab.

Er sah zur Paßhöhe hinauf. Noch vier Stunden, überlegte er. Irgendwie muß ich mich noch vier Stunden in Gang halten.

Der Boden schien unter seinen Füßen nachzugeben wie ein Schwamm. Sie kamen an einem Schneefeld vorbei, das in der Sonne zerfloß. Sie selbst glaubten in der Hitze zu zergehen, und es schien ihnen unfaßbar, daß sie vor Stunden noch gefroren hatten — bis sie in den eisigen Schatten eines hohen Felsens traten.

Der Schnee war hart und knirschte jetzt unter ihren Füßen, eine Kluft, die sich jäh auftat, zwang zu einem weiten Umweg.

Deutlich empfand Birkett, wie seine Kräfte nachließen. Wie ein Pfeil kam er sich vor, der dicht vor seinem Ziel vom leisesten Gegenwind aus der Bahn gebracht wurde, weil er am Ende seiner Kraft war.

Sein Stock fiel ihm ein. Er war jetzt fest davon überzeugt, daß alles Unheil daher kam, weil er ihn verloren hatte. Hätte er seinen Stock gehabt, so wäre er unbekümmert weiter drauflos gelaufen, gefeit gegen jede Schwierigkeit. Und Birkett erinnerte sich, wie er diesen Stock immer wieder in die Fluten des Irawadi geworfen hatte, wie der Stock immer wieder zu ihm zurückgelangt war — aus Anhänglichkeit und Liebe zu ihm.

Er hatte seinen verläßlichsten, ältesten Freund verloren ...

„Da sind Leute!" Durgas Stimme riß ihn noch einmal hoch.

„Wo?" Er konnte nichts sehen, die Tränen, die ihm die Erinnerung in die Augen getrieben hatte, blendete ihn.

„Da, auf der Paßhöhe. Eine ganze Reihe von Leuten ..."

Birkett wischte mit dem Ärmel über die Augen. „Das sind keine Menschen, die könntest du von hier aus gar nicht sehen. Steinmale sind es. Immerhin ..." Er hatte sagen wollen ‚Immerhin müssen wir dicht am Paß sein, wenn wir schon Steinzeichen erkennen können ...' — aber die Ergriffenheit nahm ihm die Stimme.

★

Als sie sich der Paßhöhe näherten, wurde die Steigung sanfter. Sie vermieden den Karawanenweg und hielten sich an die Böschung. Der Schnee war hier geschmolzen und hatte schwammige Erde und trockene flache Felsen freigegeben.

Ein paar hundert Meter fehlten bis zur höchsten Stelle des Paßüberganges, als sich jäh zu ihrer Rechten ein Schneefeld dehnte und den Durchgang versperrte.

Birkett hielt direkt auf den Schnee zu. Es hatte keinen Sinn, ihm auszuweichen. Der Umweg hätte etwa eine Stunde ausgemacht.

„Komm, wir müssen durch. Er ist nicht tief."

Er ging weiter, als gäbe es diesen Schnee nicht. Aber schon nach ein paar Schritten sank er knietief durch die weiße Decke. Birkett mußte alle verzweifelte Energie zusammennehmen, um weiterzukommen. Plötzlich sank er bis zur Hüfte ein. Auch jetzt versuchte er, den Schnee zu durchpflügen, mußte aber entdecken, daß sein rechter Fuß festsaß. Alle Kraft, über die er noch verfügte, wandte er auf. Der Fuß blieb fest eingekeilt.

Fast zwanzig Stunden nach ihrem Aufbruch vom Kontrollpunkt zwang man ihn jetzt, haltzumachen.

„Verfluchter Schnee!" Tränen traten ihm in die Augen. „Verdammter Dreck, dieser Schnee."

Und die Müdigkeit sprang ihn an. Die Versuchung überkam ihn, einfach die Augen zu schließen, sich sinken zu lassen — aber er wußte, daß er irgendwie loskommen mußte, bevor diese Versuchung übermächtig wurde.

Er versuchte es noch einmal, und bekam den Fuß schließlich frei. Er wandte sich um und taumelte zu Durga zurück, die zehn, zwölf Meter hinter ihm war. Er spürte, wie seine Knie nachgaben. Er wankte auf sie zu, klammerte sich an sie, und indem sie einander stützten, gelangten sie an das Ende des Schneefeldes. Sie bewältigten auch noch die wenigen letzten Meter bis zum Ende der Böschung, wo es trockenen, nackten Fels gab.

Dort sanken sie zusammen, gegeneinander gestützt wie Garben. Und bevor sein Körper den Boden erreicht hatte, war Birkett bereits bewußtlos.

★

Das erste Sonnenlicht weckte Birkett. Vage entsann er sich der vergangenen Nacht, in der er halb zu Bewußtsein gekommen war, an die Kälte, den feindlich strahlenden Mond und an Durga, die blaß und steif in seinen Armen gelegen hatte, wie leblos.

Und noch immer fühlte er den Frost wie einen Schmerz, aber die aufsteigende Sonne erwärmte ihn, und Birkett schien es das schönste Gefühl, das er je genossen.

Durga lag mit geschlossenen Augen, ein fahles Gesicht, eine Totenmaske.

Birkett wollte sie ansprechen. Aber seine Kinnladen waren noch wie erstarrt, seine Stimme blieb tonlos.

Eine ganze Stunde verging noch, bevor sich Durga rühren und auf den Knien aufrichten konnte.

Birkett versuchte aufzustehen, aber der Versuch war vergeblich.

„Ich fürchte, daß ich mit eigenem Dampf nie mehr von hier wegkommen werde", murmelte er.

Er fühlte sich entkräftet, und jetzt, da die Kälte ihn nicht mehr betäubte, spürte er den Wundschmerz wie eine Klammer, die ihn gepackt hielt.

„Laß mich deine Wunde nachsehen", bat Durga.

Sie brauchte Minuten, um die Handschuhe von den geschwollenen Fingern zu streifen, seine Jacke aufzuknöpfen.

Der Verband saß wie angeleimt.

„Reiß ihn nicht ab, es wird nur wieder zu bluten beginnen. Laß uns lieber frühstücken."

Sie holte das Stück Yakblut aus seiner Tasche, und jeder nahm einen Bissen davon.

„Das war ein wunderbarer Monat, dieser letzte, wie? Was meinst du?"

„Der schönste Monat meines Lebens", sagte Durga. „Ich bin ein anderer Mensch geworden. Du hast mich ebenso verändert wie ich dich."

„Ja", sagte er, in die Sonne blinzelnd, „wir haben beide einander verändert."

Eine Weile kauten sie schweigend.

„Und jetzt", meinte Birkett, „bleibt uns nichts weiter, als den Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Mit mir ist es aus."

„Ich hole Hilfe."

„Woher? Vom Kontrollposten? Damit die mich gesund pflegen, nur, um mich dann aufzuhängen? Ich möchte lieber hier oben in der Sonne sterben."

„Ich dachte, von der anderen Seite", sagte Durga langsam, jedes Wort einzeln aussprechend. „Es muß doch jenseits des Passes auch Grenzposten geben ..."

Er schüttelte müde den Kopf. „Nein, unser Träger, der über diesen Paß gekommen ist, meinte, auf der tibetanischen Seite wäre auf weite Strecken nichts."

„Er kann sich geirrt haben ..."

„Gut, wenn du unbedingt möchtest. Aber bevor du gehst, bring mir ein bißchen Schnee, ich habe verdammten Durst."

Sie schichtete einen kleinen Schnee-

haufen neben ihm auf und half ihm, sich gegen den Fels zu lehnen.

„Ich danke dir ... Du mußt jetzt wieder ein Stück hinunter und auf der anderen Seite des Schneefeldes gehen. Bleib nicht zu lange weg, sieh zu, daß du gegen Mittag wieder zurück bist. Du schaffst sonst den Weg zum Kontrollposten nicht mehr, bevor es dunkel wird."

Er sah sie nicht an, wußte aber, daß sie jetzt seine Augen suchte.

„Du wolltest doch nicht, daß ich zum Kontrollposten zurückgehe?"

„Nicht um Hilfe zu holen ... aber falls wir nicht rüberkommen, dann wirst du allein zurückgehen müssen ... Du siehst doch, ich bin erledigt ... Es macht mir weiter nichts aus, vor allem nach dem letzten Monat, den wir zusammen hatten. Ich will dich nicht in mein Ende mit hineinziehen. Eine zweite Nacht hier oben würdest du nicht durchstehen, und darum meine ich, du mußt dich heute von mir trennen."

Langsam schüttelte Durga den Kopf. „Ich gehe nicht von dir fort."

„Aber du mußt!"

„Und wenn ich Hilfe auftreibe?"

„Gut, das ist etwas anderes ... Aber du mußt mir versprechen, daß du mich verläßt und zum Kontrollposten zurückgehst, wenn du niemanden ..."

„Das werden wir sehen, wenn ich zurück bin."

Er sah sie an. „Aber du mußt es mir vorher versprechen. Ich hab' sonst keine Ruhe ..."

Durga wich seinem Blick aus. „Gut. Ich verspreche es dir."

„Brav."

Sie wandte sich um und ging davon, zwischen Böschung und Schneefeld talwärts. Ungefähr zwanzig Minuten später sah Birkett sie auf der anderen Seite der weißen Fläche laufen. Sie winkte ihm zu.

Lang hingestreckt lag Birkett in der Sonne. Einmal hörte er über sich ein leises Summen. Es war das Geräusch, das er als Junge gehört hatte, wenn er sein Ohr an Telegrafenstangen legte.

An der gegenüberliegenden Wand hatte sich ein Schneesims gebildet, von dem jetzt etwas, das wie eine riesige weiße Feder aussah, in das Blau wehte.

Das Summen war also der Wind. An dem geschützten Platz, auf dem er lag, war nichts davon zu spüren.

Birkett lauschte dem Summen, das jetzt wie tausend Telegrafendrähte zusammen klang, und dachte über das Sterben nach.

Und es war ihm klar, daß Durga auf der anderen Seite niemanden finden würde, und daß er von dem Felsen, an dem er lehnte, nicht mehr lebend loskommen würde.

Die Zyankali-Kapsel fiel ihm ein, die ihm noch geblieben war.

Er wollte sich überzeugen, ob die Kapsel noch da war. Aber er brauchte gute zwanzig Minuten, um mit seinen aufgequollenen Fingern die Jacke aufzuknöpfen und in die Innentasche zu fassen. Der Umschlag war zerfetzt, aber die Kapsel war unversehrt.

Die Anstrengung, in die Jacke zu fassen, hatte ihn so erschöpft, daß er sich mit der Kapsel in der Hand zurücklegen mußte.

Er hatte Durga gesagt, daß ihm das Sterben nichts ausmache. Aber das stimmte nicht. Sterben fiel ihm schwer, denn es bedeutete, daß er alle die Jahre versäumen würde, in denen das Leben es so gut meinen würde wie in dem letzten Monat. Es bedeutete, daß er Durga nicht heiraten konnte, nicht mit ihr leben würde, keine Kinder mit ihr haben konnte.

Nur in einem Sinn traf es zu, daß ihm am Sterben nichts lag. Er würde im Bewußtsein scheiden, daß er gelebt hatte. Achtundvierzig Jahre lang war er ein Gefangener gewesen, angeschmiedet, eingeschlossen. Dann war ihm Durga begegnet, und sie hatte irgendeine Feder in ihm berührt, die verschlossene Türen aufspringen ließ, eine nach der anderen. Da hatte Birkett zu leben begonnen und zum erstenmal die Freude kennengelernt, die man empfindet, wenn man weiß, daß man lebt.

Es wäre bitter gewesen zu sterben, bevor ihm dies widerfahren war.

Aber es war geschehen, und er konnte in dem Gefühl hinübergehen, daß sein Leben erfüllt war.

Er konnte gleichmütig den Tod hinnehmen, weil ihm etwas anderes aufgegangen war: der Sinn des Lebens ...

Fortsetzung folgt



Fahr schick mit QUICK



QUICK verteilt diese Plakette an alle schicken Fahrer. Postkarte an QUICK, München, Brienner Straße 26, genügt.

Sind Autofahrer boshaft? Wer versucht, sich in den Verkehrsstrom einzufädeln, wird diese Frage bald mit Ja beantworten. Denn fast immer muß er warten, bis alle anderen Wagen vorbei sind. Und wenn es zehn Minuten dauert. Es geht jedoch auch schneller, meint Huschke von Hanstein. Er schlägt Ihnen heute vor:

Verschenken Sie Ihre Vorfahrt!



Neun Pechvögel warten. Sie können sich nicht einfädeln. Huschke von Hansteins Bitte an alle, die auf der Hauptstraße fahren: Lassen Sie in solchen Fällen immer zwei Wagen vor sich einbiegen!

Wir Deutschen sind höfliche Menschen. Wir haben unseren Knigge gelesen und brauchen oft Minuten, bis wir uns einig sind, wer zuerst durch die Tür geht. Das freundliche „Nach Ihnen, bitte!" gilt immer und überall — nur dann nicht, wenn wir hinter dem Steuer sitzen.

So wenigstens sieht es auf den ersten Blick aus. In Wahrheit ist es jedoch ganz

Folge 52



anders. Die meisten der angeblich „unhöflichen" Autofahrer können sich nur nicht richtig dem Verkehr anpassen. Sie wissen nicht, was der andere will, sie haben ihn nicht beobachtet. Sie sitzen in ihrem Auto und haben keinen Kontakt zu ihrem Nebenmann. Sicherlich, sie fahren korrekt, aber das allein genügt nicht. Man muß sich anpassen. Dann wird man auch höflich und freundlich sein.

Denken Sie nur einmal an das Einfädeln. Mit Vorschriften und Gesetzen allein wird dieses Problem nie zu regeln sein. Zugegeben: Wer auf der Hauptstraße fährt, hat Vorfahrt. Er muß den anderen Autofahrer, der beispielsweise aus einem Parkplatz herauskommt, nicht vorlassen. Selbst wenn der andere eine halbe Stunde warten muß! Nur: Er wird keine halbe Stunde warten. Nach fünf oder spätestens zehn Minuten wird er Gas geben und losfahren. Und dann muß er eine gewaltige Schimpfkanonade über sich ergehen lassen. Wie konnte er es wagen!

Regelung hin, Regelung her — einmal muß er doch schließlich in die Kolonne hinein! Und außerdem: Auch Sie können eines Tages in der gleichen Situation sein. Sie werden dankbar sein, wenn Sie einen aufmerksamen Fahrer finden, der kurz abbremst und Sie vorfahren läßt. Was vergibt er sich schon? Nichts. Er tut Ihnen einen Gefallen. Deshalb ist er noch keine zwei Minuten später an seinem Ziel. Es gibt so viele Situationen, bei denen Sie beweisen können, daß Sie ein anpassungsfähiger, ein schicker Fahrer sind.

Nehmen Sie sich einmal vor, den anderen aus Prinzip beim Einfädeln zu helfen, ihnen die Vorfahrt zu schenken, damit sie nicht zu lange warten müssen. Und zwar an folgenden Stellen:

- bei einmündenden Nebenstraßen und Einfahrten
- bei Baustellen (ob auf der Autobahn oder in der Stadt)
- an Parkplätzen
- beim Kreisverkehr
- beim Wechseln der Fahrspur.

Sagen Sie nicht: Die anderen nehmen auch keine Rücksicht auf mich! Daran zweifelt niemand. Gerade deshalb müssen Sie jedoch den Anfang machen. Nicht nur schlechte Sitten stecken an, auch gute. Ihr Beispiel wird Schule machen, und eines Tages bleibt den anderen Autofahrern nichts anderes übrig, als sich genauso zu verhalten wie Sie.

Im nächsten Heft:

Die falsche Einbahnstraße



Agfa

DM 3.30

DM 3.50

Der Agfacolor-Negativfilm ist ein Universalfilm mit unbegrenzten Möglichkeiten. Sie photographieren völlig unbeschwert. Später entscheiden Sie sich, ob Sie von Ihren Farbnegativen farbige oder schwarz-weiße Bilder wünschen. Ein weiterer Vorteil dieses Universalfilms: Er kann bei Tages-, Kunst- und Blitzlicht verwendet werden; und Sie können bei jedem Wetter photographieren, weil der Agfacolor-Negativfilm so hochempfindlich ist wie ein gewohnter Schwarzweiß-Film!

Bei den Farbphotos besticht die natürliche Wiedergabe – vom zartesten Pastellton bis zum leuchtenden Rot. Gestochene Schärfe ist dabei selbstverständlich. Fragen Sie Ihren Photohändler nach diesem Film mit den unbegrenzten Möglichkeiten, nach dem Agfacolor-Negativfilm!

Der praktische Wochenendfilm für die Kleinbildcamera!

Mit 12 Aufnahmen. Oft die richtige Zahl für ungeduldige Photofreunde, die nicht lange zu warten wünschen.

Agfacolor

**Vor zweitausend Jahren erdacht —
jetzt furchtbare Wirklichkeit: die Licht-Kanone**

Geheimwaffe Feuerfinger

So dachte es sich vor über 2000 Jahren der griechische Forscher Archimedes: Ein riesiger Brennspiegel auf der Zitadelle von Syrakus sollte die römische Belagerungsflotte in Brand schießen. Es blieb bei der Idee: Niemand konnte einen so gigantischen Spiegel bauen. Die Licht-Kanone von 1962 ist raffinierter ausgedacht. Sie braucht die Sonne nicht und kann auch bei Schlechtwetter schießen.

Der Feuerfinger zerstört bei einem Experiment im Laboratorium (Bilder rechts) einen Luftballon. Bald wird er Flugzeuge vom Himmel holen und Atomsprengköpfe in der Luft zerschmelzen. Das Geheimnis dieser Strahlenkanone, die den Kriegstechnikern in Ost und West noch wichtiger erscheint als alle Superbomben: Ein künstlicher Rubin wird mit gewöhnlichem Licht „gefüttert" — und verwandelt es in vernichtende Energiestrahlen. Fieberhaft sind amerikanische und sowjetische Forscher an der Arbeit, um diese furchtbare Waffe „frontreif" zu machen. Schon heute ist der Todesstrahlen-Apparat stark genug, um eine Rasierklinge wie Butter zu zerschneiden. In wenigen Jahren, so hoffen die Forscher, wird ihm keine Panzerplatte mehr widerstehen können. Der lautlose Strahlenkrieg, eben noch Thema utopischer Romane, kann morgen Wirklichkeit sein . . .





Sechs Gelehrte starrten atemlos auf eine dunkle Leinwand. Sie waren so aufgeregt, als säßen sie im Wartezimmer einer Entbindungsstation.

Auf der Leinwand, ziemlich genau in der Mitte, prangte ein rötlicher, kaum bleistiftdicker Lichtklecks. Sonst war nichts zu sehen.

Aber dieser Klecks war die Aufregung der sechs Gelehrten wert. Denn er wurde aus vierzig Kilometern Entfernung auf die Leinwand geworfen. Vierzig Kilometer lang waren die einzelnen Strahlen dieses rötlichen Lichtbündels so parallel nebeneinander hergelaufen wie die Schienen eines Eisenbahngleises. Nie zuvor war es gelungen, Lichtstrahlen diese Eigenschaft „anzuerziehen".

Geheimwaffe Feuerfinger

Es war eine Sternstunde der Wissenschaft. Eine Stunde, in der Unmögliches möglich wurde. Doch wie so oft, wenn in unserem Jahrhundert die Wissenschaft triumphierte, schwang beim Jubel der Forscher über ihren Erfolg ein Unterton der Tragik mit. Sie hatten Wahrheit gesucht — und eine Waffe gefunden. Eine schreckliche Waffe . . .

Eine lautlose Kanone, die mit gewöhnlichem Licht „geladen" wird und diese Ladung in einen „Feuerfinger" tödlicher Strahlen verwandelt. Heute, im Laboratorium, sind Luftballons und Rasierklingen die Ziele der ersten, noch leistungsschwachen Versuchsmodelle. Morgen wird die perfektionierte Licht-Kanone Panzer, Flugzeuge, Schiffe und Menschen vernichten können.

Das jedenfalls hoffen die Waffentechniker in Ost und West. Sie brennen vor allem darauf, die Licht-Kanone zur Abwehr von Raketen-Sprengköpfen einsetzen zu können. Zwei entscheidende Vorteile des Feuerfingers gegenüber den bisher konstruierten „Anti-Raketen-Raketen" liegen auf der Hand:

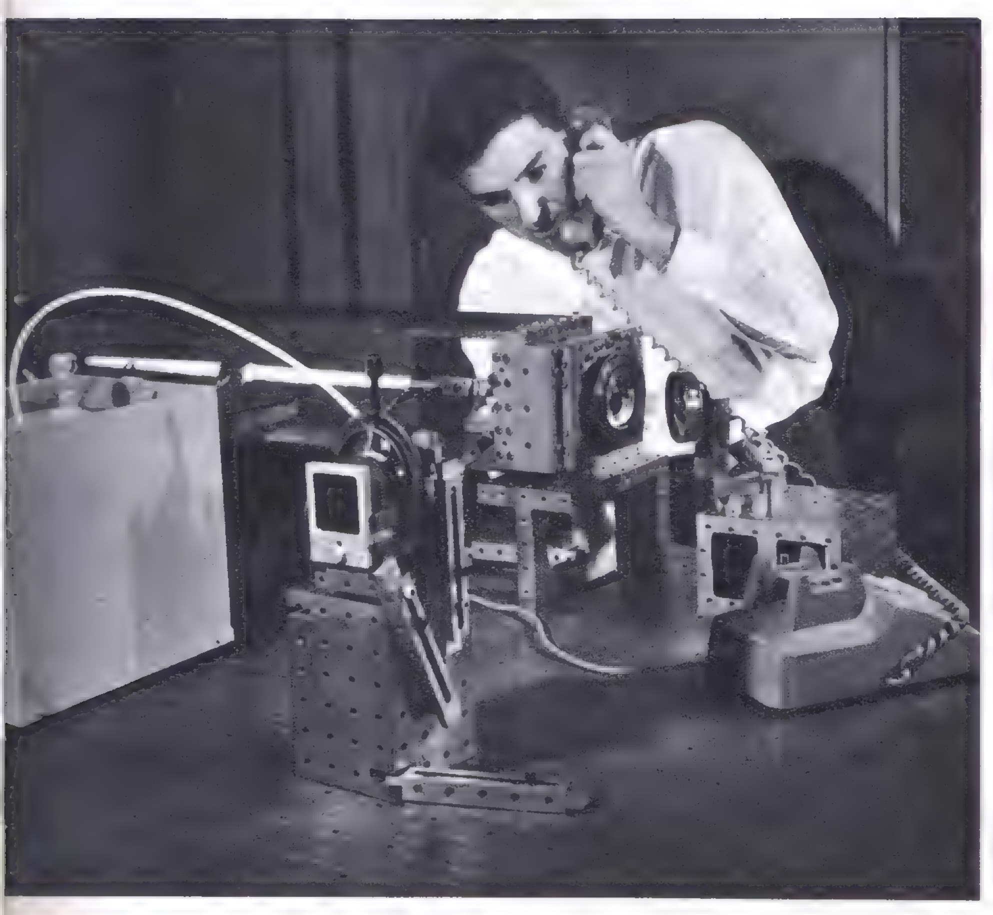
- Die Anti-Raketen-Rakete legt in der Sekunde nur etwa fünf bis sechs Kilometer zurück. Der Feuerfinger jedoch rast seinem Ziel mit 300 000 Sekundenkilometern entgegen. Das bedeutet kostbaren Zeitgewinn.
- Die Anti-Raketen-Rakete trägt selbst einen — wenn auch kleinen — Atomsprengkopf. Der Feuerfinger dagegen kann das feindliche Geschoß abschießen, ohne daß über eigenem Gebiet radioaktive Giftstoffe freigesetzt werden.

Die Wissenschaftler nennen die neue Superwaffe schlicht „Laser". Dieser Name ist aus den Anfangsbuchstaben der englischen Wörter „**L**ight **A**mplification by **S**timulated **E**mission of **R**adiation" zusammengesetzt, was „Verstärkung von Licht durch angeregte Strahlung" bedeutet.

Damit ist die Frage aufgeworfen: Wie sieht die Licht-Kanone aus, und wie funktioniert sie?

Das „Rohr" der Laser-Kanone ist ein bleistiftförmiger künstlicher Rubin. Er wird von einer spiralfederartig geformten „Gasentladungsröhre" — einer Art Blitzlichtlampe — umgeben. Wenn die Röhre aufblitzt, saugt sich der Rubin mit Lichtenergie voll. Ist er aufgefüllt, kann man ihm durch ein bestimmtes Signal die angesammelte Energie auf einen Schlag entlocken. Ein Lichtimpuls von mehreren Millionen Watt Leistung entsteht. Ein Impuls, dessen Licht sich ganz wesentlich von dem der Blitzlichtlampe unterscheidet.

- Das Blitzlicht, das dem Auge weiß erscheint, ist — wie auch das Sonnen- oder Glühbirnenlicht — in Wirklichkeit aus Lichtwellen der verschiedensten Farben gemischt.



Auch friedlich lassen sich die Eigenschaften des „Feuerfingers" nutzen: zum Beispiel, wie bei diesem Laboratoriumsversuch, zur drahtlosen Übertragung von Telefongesprächen. Die Lichtwellen sind ja nahe Verwandte der Rundfunkwellen. Weil aber ihre „Wellenlänge" millionenmal kleiner ist, lassen sich ihnen entsprechend mehr Impulse aufbürden. Theoretisch könnten alle Telefonate, die auf der Welt geführt werden, über einen einzigen Feuerfinger-Strahl geleitet werden — behaupten die Laser-Experten.

Da jede Farbe eine andere Wellenlänge hat, kommen im weißen Licht also die verschiedensten Wellenlängen vor. Der Rubinstab jedoch konzentriert die ganze Energie auf eine einzige Wellenlänge — nämlich Rot.

Außerdem ist — es wurde bereits erwähnt — das Laser-Licht „kohärent": Seine Strahlen laufen fast hundertprozentig parallel. So gering ist die Streuung, daß der Lichtfleck eines Laserstrahls selbst auf dem Mond — 384 000 Kilometer von der Erde entfernt — nur sechzehn Kilometer Durchmesser hätte.

Diese beiden Eigenschaften des Laser-Lichts — daß in ihm nur eine einzige Wellenlänge vorkommt und daß seine Strahlen parallel laufen — machen den Feuerfinger der Licht-Kanone so vernichtungsstark. Der Brennspiegel des Archimedes ist überholt: Mit dem Laser wird sich, wenn er erst zur Perfektion entwikkelt ist, unvergleichlich viel mehr Energie an einem Punkt konzentrieren lassen als mit dem stärksten Spiegel.

Ironie des Schicksals: Die Forscher, die den Laser ersannen, waren eigentlich auf friedlicher Fährte. Sie hatten vor, die Lichtwellen — ähnlich deren nahen Verwandten, den Rundfunkwellen — als Träger von Nachrichten einzuspannen. Das bot verlockende Aussichten. Denn je kürzer die Wellenlänge, desto mehr kann man der Welle „aufladen". Die Lichtwellen aber sind millionenmal kürzer als die Radiowellen.

Ein Hindernis galt es jedoch zu überwinden: die lästige Eigenschaft der Lichtwellen, nicht „kohärent", nicht parallell zu sein. Aber als die Gelehrten diese Hürde genommen hatten, meldeten sich die Militärs. Dennoch wird der Laser auch dem Frieden dienen. Im Gegenteil: Während bei der Atomkraft zuerst der Schrecken in Gestalt einer Bombe und erst hinterher der Segen in Gestalt neuartiger Energiegewinnungs-, Heil- und Forschungsmethoden kam, wird es beim Laser umgekehrt sein. Schon in drei, vier Jahren wird es die ersten Radargeräte, Rundfunksender und Telefonverbindungen nach dem Laser-Prinzip geben. Bevor dagegen die erste Licht-Kanone feuert, wird vermutlich die doppelte Zeit verstreichen.

Heute schon bedienen sich die Ärzte des Feuerfingers. Vor wenigen Wochen kam es im New Yorker „Presbyterian Hospital" zu einer Augenoperation, bei der es um Bruchteile eines Millimeters ging. Solche Präzision traute der Chirurg auch seinem schärfsten Messer nicht zu. Er entschloß sich, statt mit dem Skalpell mit einem wohldosierten Laser-Strahl zu „schneiden". Der Feuerfinger schaffte es. Operation gelungen, Patient — sieht wieder . . . ●

Tausend und keine Nacht — Die Bekenntnisse der Heidi Dichter

Vor Scheichen wird gewarnt!

Heidi Dichters Scheich war der liebste Ehemann, der sich denken läßt — einige Tage lang. Mit allen Einzelheiten schildert Heidi, wie er ihr jeden Wunsch von den Augen abliest • wie er sie durch die Prunkgemächer seines Palastes führt • wie er im Ehevertrag alle Zugeständnisse macht, die Heidis Mutter und der Anwalt fordern. • Und dann wird geheiratet, zum zweitenmal. Diesmal nach islamischem Ritus. • Aber der Anfang vom Ende: Hoheits Schwüre sind nichts als Lügen



Heidi wünschte „etwas" Obst — schon bogen sich die Tische.

Scheich Abdullah al-Jaber al-Sabah von Kuweit, mein Mann, was ist das eigentlich für ein Mensch?

Heute ist er voll überströmender Zärtlichkeit, aber gestern war er von verletzender Kälte.

Heute verteilt er Perlenschnüre, Diamanten und Smaragde und beschenkt Diener und Sekretäre mit Hundert-Rupien-Scheinen. Aber morgen wird er sich weigern, irgendeinem Bittsteller auch nur eine Rupie zu geben . . .

Ich liege auf meinem breiten Himmelbett und denke über Hoheit nach. An den Fenstern sind die Sonnenblenden herabgelassen, aus dem Halbdunkel des Zimmers leuchten die goldenen Beschläge der zierlichen Kommoden und Sessel, über mir wölbt sich der Baldachin aus grüner Seide.

Hier oben im ersten Stock meines Palastes bin ich ganz allein. Aber unten im Erdgeschoß verhandeln sie schon wieder seit Stunden über meinen Ehevertrag. Auf der einen Seite meine Mutter und Professor Noack, mein Rechtsanwalt, auf der anderen Seite Sekretär Beschir und Hoheit, mein Mann.

Seit vier Tagen bin ich nun in Kuweit, und in diesen vier Tagen hat sich Hoheit als der liebste Ehemann erwiesen, den sich eine junge Frau nur wünschen kann. Wenn ich zum Friseur will — ein Wink von Hoheit, und ein weißer Cadillac bringt mich in die Stadt. Wenn ich ein neues Kleid brauche — ein Wink von Hoheit, und sein Sekretär Beschir schleppt eine halbe Stunde später die Bestände eines ganzen Modesalons heran. Wenn ich Appetit auf Früchte habe — ein Befehl von Hoheit, und seine Diener belancieren riesige Tabletts mit Orangen und Äpfeln, mit Trauben und Ananas, mit süßen Zitronen und Pfir-



Sie waren unzertrennlich, Heidi und ihr Scheich. Bis Hoheit verriet, daß er noch andere Frauen hat.

Vor Scheichen wird gewarnt!

sichen in meine Zimmerflucht. Und niemand verschwendet auch nur einen Gedanken daran, daß hier in Kuweit ein Apfel umgerechnet acht Mark kostet, eine Ananas zwischen vierzig und fünfzig Mark, eine Zitrone fünf Mark . . .

In den letzten Tagen bin ich stundenlang durch die Stadt Kuweit gebummelt. Manchmal zusammen mit Hoheit, manchmal mit Beschir, seinem Sekretär, manchmal mit meiner Mutter.

Was ist das eigentlich für ein Land, das meine zweite Heimat werden soll?

Da steht das Golden-Beach-Hotel — Zimmerpreis 180 Mark für eine Nacht — neben den Lehmhütten der Kuweitis, Jahresmiete 4 Mark. Da gibt es die elegantesten Modesalons mit den herrlichsten Pariser Modell-Kleidern. Aber vor ihren Türen hocken sich die Beduinen nieder, entleeren sich, streuen Wüstensand über die Stelle und gehen weiter. Da fahren jeden Morgen die Busse weit in die Wüste hinaus, um ein paar Beduinenkinder abzuholen und in die Schule zu bringen, damit sie mit der Zivilisation vertraut gemacht werden. Aber es ist noch heute üblich, Diebe und Aufrührer öffentlich auszupeitschen, bis sie ohnmächtig zusammensinken . . .

Beschir reißt mich aus meinen Gedanken. Er steht in der Tür meines Schlafzimmers und flüstert:

„Prinzessin, Hoheit erwartet Sie im Roten Salon."

Fünf Minuten später schließt mich Hoheit in die Arme. Ich habe noch schnell geduscht und mir das rote Kleid angezogen, das er mir in Kiel für 99,80 Mark gekauft hat und das ihm so gut gefällt. Er betrachtet mich voller Bewunderung, umarmt mich noch einmal und führt mich zu einem Sessel.

„Morgen werden wir zum zweiten Male heiraten, meine Teuerste", sagt Hoheit. „Der Ehevertrag ist fertig, wir werden ihn beide unterschreiben, dann sind wir auch vor Allah Mann und Frau." Lächelnd sieht er mich an. Dann: „Beschir!"

Ehrfurchtsvoll steht der Sekretär zu seiner Linken. Er hält ein Blatt Papier in der Hand.

„Lies vor, Beschir!" befiehlt Hoheit.

Und Beschir liest aus dem Ehevertrag vor:

- **daß Hoheit keine anderen Frauen neben mir haben wird,**
- **daß Hoheit ein Haus und ein Grundstück im Werte von zwei Millionen Mark für mich kaufen wird,**
- **daß ich nicht in Kuweit bleiben muß, sondern leben kann, wo ich will.**

Beschir läßt das Blatt sinken und schweigt. Zärtlich nimmt Hoheit meine Hand und betupft sie mit schwerem Parfüm.

„Bist du glücklich, meine Teuerste?"

„Ich bin glücklich, Hoheit", antworte ich. „Sind Sie auch glücklich, Hoheit?"

„Irrsinnig glücklich", sagt Hoheit.

Und wie ein Echo kommt es aus Beschirs Mund: „Er ist irrsinnig glücklich, Prinzessin . . ."

„Und jetzt, meine Teuerste, werde ich dir meinen Palast zeigen", sagt Hoheit.

Er zieht mich aus dem Sessel hoch, führt mich in die erste Etage, durch den langen Gang an meinem Schlafzimmer vorbei, hinaus auf die sechzig, siebzig Meter lange Brücke, die unsere beiden Paläste verbindet.

Der Gluthauch der Wüste weht uns an. Es ist nachmittags gegen drei Uhr, die heißeste Zeit des kuweitischen Tages. Selbst die modernsten Klima-Anlagen können jetzt gegen die Hitze nicht mehr an. In den Palästen steigen die Temperaturen von 20 Grad auf 24 Grad, auf 34, ja auf 38 Grad. Hier draußen aber auf der Brücke, im gleißenden Sonnenlicht, ohne die Spur eines Windhauches, müssen jetzt 48 oder 50 Grad sein . . .

Matt, wie betäubt von der Glut, schleiche ich hinter Hoheit her. Gehorsam folgte ich ihm in seinen Palast . . .

Was ich dort sehe, nimmt mir fast den Atem. Ich wußte, daß mein Mann unermeßlich reich ist. Wußte, daß er Paläste in Kairo, in Bombay, in Beirut besitzt. Ich wußte, daß er jedes Jahr um einige hundert Millionen Mark reicher wird. Aber erst sein Palast in Kuweit zeigt mir, wie reich er wirklich ist . . .

. . . und morgen gehört das alles auch mir

Eine Stunde lang ging ich durch Gästezimmer und Salons, durch Speisezimmer, Konferenzzimmer, Lesezimmer, Arbeitszimmer, ich weiß nicht mehr, durch wie viele. Eine Stunde lang schritt ich über Seidenteppiche, die allein schon Millionen gekostet haben müssen, bewunderte ich Sessel mit golddurchwirkten Bezügen, bestaunte ich jahrtausendealte chinesische Vasen, herrliche französische Gobelins. Staunend stand ich in einem Eßsaal und zählte die Stühle, die entlang der marmornen Tafel aufgereiht waren, bis mich Hoheit lächelnd unterbrach:

„Es sind 250 Stühle, meine Teuerste."

Ich sah dreißig Bäder, gekachelt in allen Farben des Regenbogens. Aber vielleicht waren es auch vierzig Bäder . . .

Ich sah eine Küche, so riesig, daß sie jedem Luxus-Hotel zur Ehre gereicht hätte . . .

Ich sah Diener von jeder Hautfarbe, fünfzig oder sechzig. Ich konnte sie nicht zählen . . .

Immer neue Flure öffneten sich vor mir, immer neue Türen wurden aufgerissen. Türen aus Mahagoni, Türen aus Palisander, Türen aus Teak, Türen aus Nußholz, Türen aus schwedischem Glas.

Nach einer Stunde — ich dachte, daß nun wirklich nichts Neues mehr kommen könnte — machten wir vor einer breiten Tür halt. Sie war aus herrlichem dunkelbraunem Glas, an Stelle der Klinke prunkte eine große goldene Kugel. Beschir eilte voraus und öffnete.

Wir traten ein.

Und um mich war nun wirklich ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Was ich bisher gesehen hatte an Prunk und Luxus — es war ärmlich, gemessen an dem, was ich hier sah.

Ich stand in einem riesigen Saal. Er war vielleicht siebzig Meter lang und zwanzig Meter breit. Hoch über mir, in etwa zwölf Meter Höhe, hing ein funkelnder Kristalleuchter mit vielen hundert Kerzen. Hoheit drehte einen Schalter, die Kerzen flammten auf, strahlendes, funkelndes Licht überflutete uns. Wie betäubt sah ich mich um.

Zwei Farben beherrschten diesen märchenhaften Raum: Grün und Gold.

Grüne Teppiche bedeckten den Boden, nach Maß angefertigt, denn sie folgten genau dem Halbrund an den Schmalseiten. An den Wänden standen Sofas und Sessel. An die siebzig oder achtzig Stück, mit kostbarer grüner Seide bezogen und mit goldenen Stickereien verziert. Grüne Seidenvorhänge an den Fenstern, auch sie goldbestickt. In der Mitte des Saales ein langer Tisch aus Marmor mit einer monumentalen goldenen Vase.

„Gefällt es dir?" fragte Hoheit.

„Einfach wunderbar", rief ich. „Und was geschieht in diesem Saal?"

„Hier gebe ich meine Empfänge", sagte Hoheit strahlend.

„Müssen Sie hier oft große Gesellschaften geben, Hoheit?" fragte ich.

„O ja," sagte Hoheit, „mindestens einbis zweimal im Jahr."

Ich lehnte an dem Marmortisch, die Kühle tat meinen Händen wohl, und ich dachte verwirrt: Das alles wird nun morgen auch mir gehören. Denn morgen werde ich auch nach moslemischem Ritus mit Hoheit getraut werden. Morgen wird er unterschreiben, daß er neben mir keine andere Frau hat, morgen wird er schwören, daß er nur mich liebt . . .

Hoheit riß mich aus meinen Gedanken: „Die Dienstgeschäfte rufen, meine Teuerste." Er drückte mir einen Kuß auf die Stirn, einen Kuß auf jeden Handrücken. „Beschir wird dich in deinen Palast zurückbringen. Bis morgen, meine Teuerste . . ."

„Bis morgen, Hoheit . . ."

An diesem Abend ging ich früh zu Bett. Hoheit ließ sich nicht mehr blikken. Die Angst vor meiner Mutter hielt ihn meinem Schlafzimmer fern. Er darf es erst wieder betreten, wenn der Ehevertrag unterschrieben ist.

Morgen wird es soweit sein. Wird es ein rauschendes Hochzeitsfest geben? Wird der ganze Palast mit Ketten von bunten Lämpchen illuminiert werden, wie es in Kuweit bei Hochzeiten üblich ist? Und was wird mir Hoheit zur Hochzeit schenken?

Mit diesen Gedanken schlief ich ein.

Glücklich und . . . ahnungslos

An dieser Stelle können wir getrost die Schilderung der Prinzessin Adelheid aus Kiel unterbrechen. Denn das Fest, das Seine Hoheit am nächsten Tag der Adelheid gab, ermangelte des rechten Zaubers. Es gab keine Ketten bunter Lämpchen, und die Zahl der Gäste hielt sich in bescheidenen Grenzen: Nur zwanzig Personen versammelten sich zum Hochzeitsschmaus.

Bei Hoheits Hochzeit mit der schönen Leila hatten sich die Tische im St.-George-Hotel in Beirut unter den erlesensten Delikatessen der Welt gebogen. Und dreihundert geladene Gäste, Diplomaten, Fürsten, reiche Kaufleute, waren aus allen Ländern des Orients gekommen, um der Braut ihre Aufwartung zu machen.

Bei der Hochzeit mit der schönen Adelheid fand Hoheit, arabische Gerichte täten es auch. So kam ein ganzer gebratener Hammel auf den Tisch. Er starrte die Hochzeitsgesellschaft traurig an, worauf den europäischen Gästen weitgehend der Appetit verging.

Sodann verteilte Hoheit einige Schmuckstücke.

★ Braut Heidi bekam ein Perlenkollier und ein Diadem.

★ Schwiegermutter Marie Dichter erhielt mehrere Armbänder und auch ein Diadem.

Nachdem die Dinge soweit vorangetrieben waren, verschwanden Hoheit und seine errötende Adelheid zur zweiten Hochzeitsnacht. Mutter Dichter zerdrückte ein paar Tränen, Professor Noack versuchte sie zu trösten, die Diener räumten die Festtafel ab . . .

Auch über die nächsten Tage der Adelheid in Kuweit ist nichts Aufregendes zu berichten. Sie schrieb rührende Briefe an Freundinnen und Verwandte, nannte sich die glücklichste Frau auf Erden und sprach von Hoheit als dem liebsten Mann der Welt.

Während die Adelheid des Abends in ihrem Schlafgemach solche Briefe verfaßte, war Seine Hoheit anderweitig beschäftigt. Gefolgt von vier Leibwächtern schritt Hoheit durch die abenddunklen Alleen seines Parks, um nacheinander drei andere Damen zu besuchen, mit denen er ebenfalls verheiratet war. Diese Damen lebten in orientalischer Abgeschiedenheit in ihren Palästen, zogen Hoheits Kinder groß, badeten dreimal täglich in parfümiertem Wasser und warteten des Nachts auf ihren Gebieter.

Die ahnungslose Adelheid aus Kiel wüßte vermutlich noch heute nichts von ihrer Existenz, hätte Hoheit nicht eines Tages selber den Schleier des Geheimnisses gelüftet . . .

Das Ende mit Schrecken

Heidi Dichter schildert dieses Ereignis so:

Es war an einem Nachmittag, wir saßen im Roten Saal meines Palastes und tranken Tee. Wir hatten uns über Deutschland unterhalten, über Kleider, die ich mir in einem Modesalon in Kuweit ausgesucht hatte, über einen Brillantring, der mir gut gefiel und den Hoheit nicht kaufen wollte, weil er angeblich viel zu klein war . . . Auch Beschir war dabei. Schweigsam hockte er in seinem Sessel, schlürfte Tee und lauschte unseren Gesprächen. Plötzlich sagte er:

„Hoheit, ich sollte daran erinnern, daß



Vor Scheichen wird gewarnt!

Sie mit der Prinzessin noch etwas Wichtiges zu besprechen haben ..."

„Richtig", sagte Hoheit, „natürlich, beinahe hätte ich es vergessen ... Also, weißt du, meine Teuerste, da ist noch so eine Sache mit einer anderen Frau, die du ... weißt du ..."

Er stockte, lächelte gütig und schwieg.

„Mit einer anderen Frau?" fragte ich.

„Ja", sagte Hoheit.

„Ja", sagte Beschir.

Wieder Schweigen.

Ich sah von einem zum anderen. Ich hatte kein Wort begriffen.

„Was ist das für eine andere Frau?" fragte ich.

„Ich", sagte Hoheit, griff meine Hand und begann sie zärtlich zu streicheln, „ich, meine Teuerste, habe noch eine andere Frau ..."

Ich glaubte mich verhört zu haben.

„Was haben Sie gesagt, Hoheit?"

„Er hat noch eine andere Frau", sagte Beschir kühl.

Fassungslos starrte ich von einem zum anderen. Träumte ich? Tausendmal hatte er mir gesagt, daß ich seine einzige Frau sei. In Deutschland hatte er sogar an Eides Statt versichert, daß er keine andere Frau habe. Und hier in Kuweit hatte er es im Ehevertrag unterschrieben ...

„Aber Hoheit", stammelte ich, „Sie haben mir doch immer gesagt, daß Sie keine andere Frau haben ..."

„So?" sagte Hoheit nur.

„Beschir!" rief ich. Mir fiel selbst auf, wie schrill meine Stimme vor Aufregung war, „Beschir, Sie haben es doch auch gesagt ..."

„So?" sagte Beschir nur.

Ich sank in meinen Sessel zurück und steckte mir mit fliegenden Händen eine Zigarette an. Wie aus weiter Ferne hörte ich Hoheit neben mir sagen:

„Du mußt das verstehen, meine Teuerste, es ist eine nahe Verwandte des

Und die deutschen Journalisten, die mein großes Glück in Kuweit fotografiert und beschrieben hatten? Die letzten von ihnen waren vor acht Tagen nach Deutschland zurückgekehrt.

In Kuweit selbst gab es niemanden. Die Kuweitis hätten mich nicht begriffen. Für sie waren ja zwei, drei, vier Frauen etwas Normales.

An diesem Abend kam Hoheit in mein Schlafzimmer. Was er sich dabei gedacht hat, weiß ich nicht. Vielleicht glaubte er, seine Zärtlichkeiten würden mich versöhnen. Aber ich konnte ihn nicht mehr sehen. Seine Nähe war mir unerträglich geworden.

Ich wies ihm die Tür. Und tatsächlich — kopfschüttelnd schlich er davon.

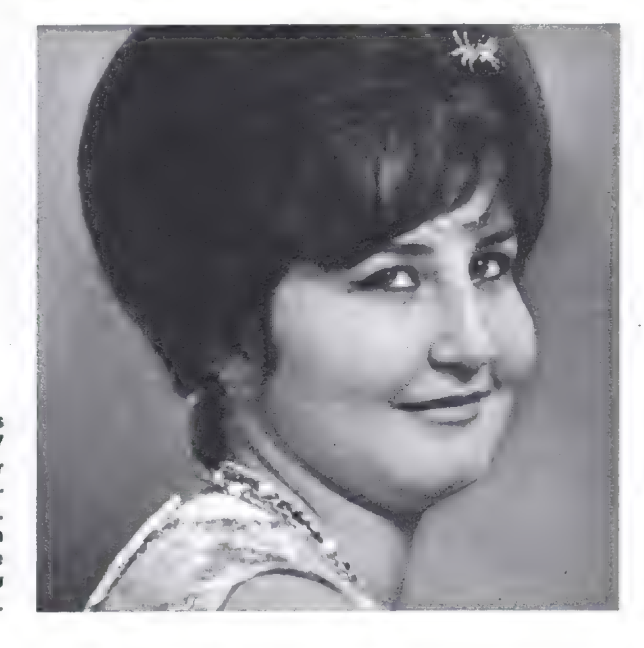
Am nächsten Abend war er wieder da. Auch am übernächsten und am Tag darauf. Zwei Wochen lang versuchte er es Abend für Abend aufs neue. Dann gab er es auf.

Auf dem Papier bestand unsere Ehe zwar noch, in Wirklichkeit war sie zerbrochen ...

Beschließen wir hier den Bericht der enttäuschten Adelheid aus Kiel. Während sie mit libanesischen und deutschen Rechtsanwälten um das Zwei-Millionen-Haus kämpft, das ihr laut Ehevertrag zusteht — ein ermüdender und recht zäher Kampf — geht Hoheit schon wieder auf Freiersfüßen ...

Seine neue Auserwählte heißt Hala. Sie ist siebzehn Jahre alt und die Tochter eines syrischen Großgrundbesitzers. Hala aus Damaskus wird bei Hoheit nicht glücklicher werden als Adelheid aus Kiel — doch sie wird bestimmt reicher werden. Denn ihre Eltern haben schon erklärt, unter einer Million in bar würde Hoheits Liebe wohl unerwidert bleiben ...

Die kleine Hala scheint aus dem gleichen orientalischen Hartholz geschnitzt



Heidi Dichters Nachfolgerin: Hala, 17 Jahre alt und Tochter eines Großgrundbesitzers aus Damaskus. Halas Eltern fordern eine Million, ehe ihre Tochter die 33. Frau des Scheichs wird.

Herrschers von Kuweit. Ich konnte sie nicht verstoßen ..."

„Aber Sie haben doch im Ehevertrag selbst unterschrieben, daß Sie keine anderen Frauen haben ..."

„Das soll ich wirklich unterschrieben haben?" fragte Hoheit erstaunt.

„Aber ja, Hoheit", sagte ich. „Es ist doch noch keine vier Wochen her ..."

Worauf Hoheit den Beschir fragte: „Habe ich so etwas unterschrieben?"

Beschir sah mich an, kalt, mitleidlos und fragte: „Hat er das wirklich unterschrieben, Prinzessin?"

Ich merkte, wie Tränen in mir hochstiegen. Ich warf die Zigarette in den Aschenbecher, rannte aus dem Salon, die Treppen hinauf und warf mich auf mein Bett. In diesem Augenblick war ich der einsamste Mensch der Welt. Mit wem konnte ich über das sprechen, was eben geschehen war? Meine Mutter war längst abgereist. Mein Rechtsanwalt saß längst wieder in seiner Kanzlei in Kiel. Meine Schwester lebte in Beirut.

zu sein wie die schöne Leila, Hoheits einunddreißigste Frau, Heidi Dichters Vorgängerin.

Leila, die bei Besuchen in London und in Teheran sogar der englischen Queen und der schönen Farah Respekt abgenötigt hatte, sitzt heute in Beirut und verwaltet ein Vermögen von etwa sechs Millionen Mark. Diese stolze Summe hat sie der verliebten Hoheit vor der Ehe, in der Ehe und in den Scheidungsverhandlungen abgeknöpft ...

Die Adelheid aus Kiel sitzt im selben Beirut — wenn auch unter ganz anderen Umständen: Sie lebt in einem Hinterzimmer, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche.

Ob sich das ändern wird?

Das hängt wohl nur vom Geschick ihrer Rechtsanwälte ab. Wenn es ihnen gelingt, Hoheit gehörig in die Enge zu treiben, wird er zahlen müssen.

Aber wann?

Das weiß Allah allein ...

ENDE

Dem Quick-Leser gehört die Welt



Nr. 19 · Jahrgang 15
13. Mai 1962
Preis 60 Pfennig

Verlag und Redaktion:
München 3, Brienner Straße 26–28
Tel.: 22 88 01; nachts: 22 88 01–04
(im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 0811)
Fernschreiber-Anschluß: 05-23600
Versandstelle Essen: Telefon 7 19 61
(im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 02141)
Fernschreiber-Anschluß: 08-57354

Herausgeber: Diedrich Kenneweg

Redaktionsdirektor: Franz Hugo Mösslang

Bildbeiträge
Leitung: Günter Prinz
Verantwortliche Redakteure:
Dr. Herbert Zachäus (Ausland)
Gerhard Moosleitner (Inland)
Imprimatur: Wolfgang Küchler

Redaktion: H. Wahl, B. Wundshammer, D. Ahrens, O. Schuster, K. Gessl, H. Jaenecke, R. Palm, T. Reychardt (Titelbild), D. Schäfer, H. Dau, J. Leeb, H. Grothe. Theater und Film: J. F. Bremer

Quick-Features: Produktion Karl Beckmeier

Textbeiträge
inclusive Illustrationen
Leitung und verantwortlich:
Friedrich Strindberg

Redaktion: G. Debold, Ilse Ebbinghaus, B. Eberle, A. Fuhrmann, W. F. Hiss, B. Naegele, G. Schönemann, M. Stiebing, K. Thaler

Vertragsautoren: B. Hampel, H. Herlin, G. Jaekkel, H. T. Rowe, M. P. Schaeffer, J. M. Simmel, H. Sponsel

Rechercheure: H. Hartmann, P. Nischk, P. Schäcker

Grafische Gestaltung: Hans Schwarz
E. Vogl-Dammbach, E. Rossbach, D. Eisenlau, H. Schmitt, G. Halden

Grafische Beratung: Willy Fleckhaus

Schlußredaktion: Georg Fritz

Bilderdienst: Margarete Paupitz

Chef vom Dienst: Dorrit Matzkait

Herstellung: Dieter Martens

Research: Dr. Manfred Koch

Anzeigen
Verantwortliche Leitung: Verlagsdirektor Alfred Boehme

Struktur: L. Tonke. Druckkontrolle: A. Hofmann

Vertrieb
Gesamtleitung: Stellvertr. Verlagsleiter Paul Manet. Stellvertretung: Walter Freitag. Ausland: H. Siebels



Auslandsredaktionen: London: J. H. Kisch, 146, Fleet Street, London EC 4, Tel. Fleet Street 56 57, Fernschreiber: 22 5 12. New York: Arthur Steiner, 69-10 Yellowstone Blvd. Forest Hills, New York, N. Y. Tel. JII. 9-34 28. Mailand: Dr. Mario Peloncini, Via Marciano 10, Mailand, Tel. 71 74 53. Holland und Belgien: Bob van Dam, Plantage Parklaan 12, Amsterdam, Tel. 5 49 51. Wien: Sebastian Leitner, Gentzgasse 50, Wien XVIII, Tel. 34 36 66.

Redaktionsvertreter in Deutschland:
Liselotte Fischer, Stuttgart, Reinsburgstraße 125, Tel. 6 72 67; Gert Kistenmacher, Hamburg 1, Alstertor 15, Tel. 33 04 66, Fernschreiber 02-13 753; Rudolf Woller, Bonn, Pressehaus VI/76–77, Tel. 2 37 72, Fernschreiber 0886–816; Rudolf Zscheile, Berlin-Schlachtensee, Ahrenshooperzeile 5, Tel. 84 52 69; Gerhard Dierssen, Hannover, Büssingweg 22, Tel. 66 66 98.

Ständige fotografische Mitarbeiter:
Wolfgang Fischer, Gerhard Gronefeld, Hanns Hubmann, Hilmar Pabel, Victor Peters. Bildagenturen: AP, dpa, Grazioni, Keystone, Lutetia, UPI. Druck: W. Girardet, Essen. Abonnements nimmt jede Postanstalt oder der Verlag direkt entgegen. Monatlicher Bezugspreis: DM 2,60 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0,09). QUICK darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in den Lesemappen geführt werden. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 13 gültig. Bank: Bankhaus H. Aufhäuser, München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I, Freyung 6. Erscheinungsort: München

Asien: US $ 0,30; Australien: austr. 2/6; Belgien: bfrs 9,–; Canada: can $ 0,30; Dänemark: dkr 1,50; Frankreich: NF 1,–; Großbritannien: 1/9; Holland: hfl 0,70; Italien: Lit 120,–; Luxemburg: lfrs 9,–; Norwegen: nkr 1,40; Österreich: ö. S. 4,50; Portugal: Esc 8,50; Schweiz: sfrs 0,80; Spanien: Ptas 18,–; Süd- und Südwestafrika: Rand 0,20; Mittel- und Südamerika: US $ 0,30; Türkei: TL 2,70; USA: US $ 0,30.

Printed in Germany.

Der Wohnraum im Hause des Bremer Konsuls Wolfgang Ritter. Mit Sachkenntnis wurden zahlreiche Kostbarkeiten harmonisch zusammengestellt. Links das Lieblingsstück: ein Frankfurter Barockschrank mit Nußbaum-Intarsien aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Der Hausherr bekam ihn von seiner Belegschaft zu einem Jubiläum geschenkt. Rechts im Bild: zwei große italienische Renaissance-Sessel. Das Gemälde ist das Werk eines alten holländischen Meisters (1642). Ganz rechts eine holländische Vitrine mit Fayencen und Meißner Porzellan-Tellern. Der Deckenleuchter ist eine echte flämische Krone. Den mit Velours ausgelegten Fußboden deckt ein seltener hundertjähriger Täbris. Durch die weiße schmiedeeiserne Gittertür kommt man ins Eßzimmer (siehe Bild unten).

Hurra, wir richten uns ein!

Kultur und Tradition

Ein hübsches Heim ist keine Zauberei. Ob mit viel oder wenig Geld — das Wichtigste ist der Geschmack. Aber man braucht Anregungen. Dazu wieder ein paar Tips.

Ein Eßzimmer das bestimmt appetitanregend ist. An der inneren Wand ein Aubusson-Gobelin, davor ein Tiroler Bauernbarock-Büfett mit einer Meißner Porzellanvase (Nachbildung aus Sanssouci) und zwei Meißner Terrinen. Rechts ein Kupfergrill mit Durchreiche zur Küche. Alte Delfter Kacheln. Über dem Tisch ein venezianischer Lüster. Die Stühle sind mit grüner Seide bezogen.



Text: Anneliese Steinhoff

Konsul Wolfgang Ritter ist Chef einer der größten Tabakfabriken Europas. Viele bekannte Zigarettenmarken und Rauchtabaksorten werden in seiner Firma hergestellt.

Der erste Eindruck dieser Wohnung: Hier hat ein Kenner mit Liebe und Kunstsinn sein Heim eingerichtet.

Das Arrangement der einzelnen Möbel zeigt dem Besucher sofort: Der Besitzer dieser Wohnung ist ein leidenschaftlicher Sammler wertvoller antiker Stücke. Möbel verschiedenster Stile sind harmonisch im Raum gruppiert und kommen vor den hellen Wänden in Farbe und Form entsprechend zur Geltung.

Immer wieder erkennt man die Vorliebe des Hausherrn für das niederländische und flämische Element: Bilder alter holländischer Meister, Delfter Kacheln, Lampenfüße aus alten Delfter Vasen und flämische Deckenleuchten.

Neben diesen niederländischen Antiquitäten wird die Einrichtung von ele-

PN 128

Unsere Vitaminversorgung ist gefährdet

NEU

Jeder zweite von uns leidet an Vitaminmangel – und weiß es nicht

Untersuchungen ergaben: Nur wenige Menschen in der Bundesrepublik sind ausreichend mit Vitaminen versorgt – und die meisten wissen es nicht. Wenn unser Körper austrocknet, warnt uns der Durst; wenn uns Nahrung mangelt, warnt uns der Hunger – aber für den Vitaminmangel gibt es zunächst kein klares Signal. Deshalb startet PANVITAN die Aktion „Vitamine für alle".

Das müssen Sie über Vitamine wissen

Ohne Vitamine gibt es keine Gesundheit, denn Vitamine sind notwendige Bausteine des Lebens. Sie sind durch nichts zu ersetzen. Der menschliche Körper bildet sie nicht. Er braucht sie täglich neu. Und zwar **alle** Vitamine. Nicht nur ein Vitamin wie z. B. Vitamin C, das wir vielleicht mit Zitronen zu uns nehmen könnten. Die Wissenschaft bestätigt: Nur das biologische Gleichgewicht **aller** lebensnotwendigen Vitamine läßt Vitamine voll wirksam werden.

Die natürliche Vitaminversorgung ist gefährdet

Unsere tägliche Nahrung ist nachweislich vitaminarm. Moderne Anbaumethoden, Lagerung, Konservierung und Zubereitung (Kochen!) mindern oder zerstören die Vitamine. Der normale Bedarf des Menschen ist nicht mehr gedeckt. Zudem erhöhen geistige und körperliche Beanspruchung diesen Bedarf noch erheblich.

Das sind die Folgen:

So kommt es zu einem latenten Vitaminmangel mit all seinen Folgeerscheinungen: Wir fühlen uns müde, lustlos, abgespannt; unsere Leistung läßt nach; wir werden anfällig für Grippe und andere Infektionen. Wir müssen unserem Körper also **zusätzliche** Vitamine zuführen.

Wie sichern wir uns die lebensnotwendigen Vitamine?

Wir brauchen eine **sichere** Vitaminquelle zur Ergänzung unserer täglichen Nahrung – sicher und **für uns alle erschwinglich.** Hier ist sie: Jetzt ist es gelungen, die 12 lebensnotwendigen Vitamine in eine medizinisch wirksame Bonbonform zu bringen, ohne die Vitamine dabei zu zerstören.
Das ist für uns alle der sichere und bequeme Weg, unserem Körper täglich die lebensnotwendigen Vitamine zuzuführen. Auf PANVITAN können wir vertrauen.

Wissenschaftlich kontrollierte Zusammensetzung

PANVITAN-Vitamine für alle

Eine biologisch ausgewogene Kombination der 12 lebensnotwendigen Vitamine in wohlschmeckenden Bonbons.

Jedes PANVITAN-Bonbon enthält:

3 PANVITAN-Bonbons reichen aus, unseren täglichen Vitaminbedarf zu decken. Erwachsene, die körperlich oder geistig angestrengt arbeiten – auch Sportler! –, werdende und stillende Mütter, Kinder im Wachstumsalter und ältere Menschen nehmen mehr; auch bei Grippe- und Erkältungsgefahr erhöht sich der Bedarf. Wichtig ist, regelmäßig die Tagesdosis einzunehmen.

Vitamin A 1500 i. E. Wichtig für das Wachstum, die Sehkraft und die Ernährung von Haut und Haaren.
Vitamin B$_1$ 1 mg. Wichtig für das Nervensystem und den Stoffwechsel.
Vitamin B$_2$ 1 mg. Wichtig für die Zellatmung zur Erhaltung des Stoffwechsels.
Vitamin B$_6$ 0,5 mg. Wichtiger Baustein zum Aufbau des Blutes, der Muskeln und Nerven.
Vitamin B$_{12}$ 1 Gamma. Wichtig für den Aufbau der roten Blutkörperchen.
Nikotinsäureamid 5 mg. Wichtige Fermentbausteine zur Erhaltung der Haut und Zellwände.
Calciumpantothenat 1 mg. Wichtig zur Erhaltung des Haarwuchses und des Stoffwechsels.
Folsäure 0,1 mg. Wichtig für die normale Blutbildung.
Vitamin C 30 mg. Wichtig für alle Lebensvorgänge im Körper, zur Abwehr von Infektionen und zum Aufbau von Knochen und Zähnen.
Vitamin P 3 mg. Wichtig für den Stoffwechsel und die Elastizität der Zellgewebe.
Vitamin D$_3$ 100 i. E. Wichtig für den Aufbau der Knochen und zur Vermeidung von Rachitis.
Vitamin E 1 mg. Wichtig für Herztätigkeit, Kreislauf und Muskelgewebe.

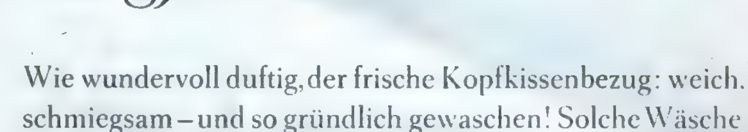
Taschenpackung mit 25 Bonbons DM 1,80
Besonders wirtschaftlich die Familienpackung für eine Vitaminkur 100 Bonbons DM 6,00
in Apotheken und Drogerien



Täglich etwas für unsere Gesundheit – täglich PANVITAN

DRUGOFA KÖLN

SUWA-Weiß
da zeigt sich Ihre Sorgfalt



Wie wundervoll duftig, der frische Kopfkissenbezug: weich, schmiegsam – und so gründlich gewaschen! Solche Wäsche macht Freude …

… und dazu noch ein Tip für Sie:
Sollten die Kopfkissenbezüge an den Ecken einmal leicht verfärbt sein, so kommt das von den „Fusseln" eines farbigen Inletts. Diese Färbung kann man vermeiden, wenn man die Bezüge vor dem Waschen wendet und Ecken und Nähte ausbürstet.
Wenn Sie eine besondere Frage haben, dann schreiben Sie an den SUNLICHT-Beratungsdienst, Hamburg 1, Postfach 1150.





SUWA wäscht so gründlich – und man sieht's!

2-322

Hurra, wir richten uns ein!



ganten französischen Möbeln aus dem 18. Jahrhundert bestimmt.

Der Louis-XV-Sekretär steht neben dem hochbeinigen Louis-XVI-Stuhl. Der Gobelin – aus der Zeit – wurde gewebt nach einem Gemälde von Watteau.

Aber in diesem Haus gibt es nicht nur kostbare Dinge aus vergangener Zeit, sondern auch wertvolle Stücke unseres Jahrhunderts aus allen Teilen der Erde: vergoldete Teller aus Indien, Lüster aus Murano, zierliche Vasen aus China.

Und nun noch ein Wort zur Diele, die denselben Zauber ausstrahlt wie die übrigen Räume des Hauses: antike Möbel, ein barocker Spiegel, silberne Leuchter.

Diese Diele ist wirklich die Visitenkarte des Hauses.

Jede Diele ist eine Visitenkarte, ob sie nun so kostbar eingerichtet ist oder nicht. Wichtig ist allein der Geschmack.

Auch in der Etagenwohnung eines jungen Ehepaares sollte der kleine Flur, wo man seine Gäste empfängt, mit der gleichen Liebe ausgestattet werden wie die übrige Wohnung.

Anfang gut, alles gut

Eine Frau, die den flüchtigen Zauber eines Rummelplatzes aufsuchen will, wird sich dazu nicht in ein elegantes Nachmittagskleid hüllen. Aber sie wird auch nicht ein ganz und gar gestriges, abgetragenes Gewand aus der verborgensten Ecke ihres Schrankes zerren. Sie wird ein lustiges modernes Kleid anziehen, das, ohne auffallend zu sein, dem Betrachter ein anerkennendes „schick!" entlocken soll.

Genauso wie eine geschmackvolle Frau sich für jede passende Gelegenheit richtig zu kleiden weiß, wird sie jedem einzelnen Raum ihrer Wohnung die richtige Ausstattung geben. Zum Beispiel wird sie die Diele weder auf Nobel noch auf Feierlich herrichten. Noch weniger wird sie eine Abstellkammer aus ihr machen, in der Nähmaschine, Reisekoffer, Wäschekorb und Waschmaschine herumstehen. Sie wird vielmehr für eine frische, lustige Note sorgen, um dem eintretenden Besucher ein anerkennendes „schick" zu entlocken.

Im Vorraum wie auf dem Rummelplatz sollte der Mensch seine heitere Seite zeigen und nicht gerade die letzten Tiefen seines reichen Innenlebens. Niemand wird in Diele, Flur und Garderobe Sammlung, Ruhe und Seelenfrieden suchen. Der gelungene Vorraum soll Fröhlichkeit ausstrahlen. Er soll den Leuten, die die Wohnung betreten oder verlassen, ein bißchen gute Laune geben.

Erlaubt, was sonst verboten ist

Im Vorraum dürfen die Farben laut und die Muster ausgefallen sein. Weißviolett gestreifte Wände, mit orangefarbenen Schmalseiten kombiniert, oder ein gelbgrünes perspektivisches Karo, eine drollige Bildtapete, ein buntbedruckter Stoff — hier sind sie am Platze.

Verboten ist allerdings Grau. Ein grauer Vorraum gibt jedem neuen Tag einen schlechten Auftakt.

Die Diele als Vorraum hat in geräumigen Wohnungen oder Einfamilienhäusern mehr als nur die Funktion eines Verteilers für die Zimmer. Dort ist sie meist sogar ein Wohnraum. ➜

Großzügig sind Entree und Treppenhaus. Der Eintretende kommt in eine große Halle, und sein Blick fällt auf eine fränkische Truhe mit einem Barock-Heiligen. Daneben das Werk eines niederländischen Malers um 1640. Ganz links: ein Barock-Leuchter neben einem Tiroler Wandschrank, und darüber ein antikes gotisches Relief. Die Rundtür führt zur kleinen Diele (unten).



Kapriziös ist die lichtdurchflutete kleine Diele mit ihren Barock- und Rokoko-Möbeln. Auf der Konsole zwischen den silbernen Leuchtern liegt das Gästebuch des Hauses. – Wie man auch das winzige Entree einer Etagen-Wohnung geschmackvoll einrichten kann, zeigen wir auf den nächsten Seiten anhand einiger Beispiele.

Hurra, wir richten uns ein!

Eine „heimelig" eingerichtete Diele wäre meist des Guten zuviel. Am besten eignen sich Klinker an Wand und Estrich. Klinker gibt es in allen Rot-Tönen vom gelblichen bis zum bläulichen Rot.

Marmor paßt besser für südliche Länder, bei uns wirkt er kalt.

Immer beliebter wird Schiefer. Man kann zwischen rauhem, geschliffenem oder Graphit-Schiefer mit Quarz-Einsprengungen wählen. Durch Fluatieren — eine besondere Oberflächenbehandlung — wird er unempfindlich. Schiefer ist praktisch und nicht allzu teuer.

In der großen Diele ist oft die Eßgruppe eingerichtet. Auch in einer kleineren Diele kann man sie mit Hilfe eines Wandklapptisches unterbringen. Außerhalb der Essenszeiten sind hier die Stühle an der Wand entlang aufgereiht.

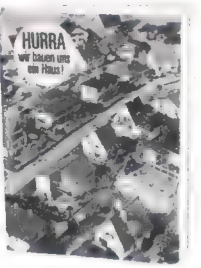
Selbst in einer winzigen Diele aber sollte man wenigstens versuchen, *einen* Sitzplatz zu schaffen. Es zeugt von freundlicher Lebensart, wenn man den Mann, der irgendwelche Gebühren kassiert, oder das junge Laufmädchen, das Waren abliefert, nicht an der Tür warten läßt. Ein kleines Tischchen und ein einfacher Stuhl sollen zum Platznehmen einladen. Hübsch ist ein Buchenstuhl mit Binsen-Sitz, ein zierlicher Gartenstuhl oder ein Eisenstuhl, den Sitz mit dem gleichen Stoff bezogen wie die Garderobe.

Der Zweizimmer-Normalverbraucher besitzt keine Diele, sondern nur ein Stückchen schmalen Gang. Auf diesem knappen Quadratmeter hat er eine kleine Ablage, ein Garderöbchen eingerichtet, an dem er vorsichtig vorbeibalancieren muß, wenn er sich keine blauen Flecke holen will.

Woraus besteht eigentlich eine Garderobe? Sie besteht aus einer bezogenen Fläche, die die Kleider vor der Wand und die Wand vor den Kleidern schützt. Gesteppte Plastikfolien können diesen Zweck erfüllen. Hübscher ist einfarbener Chintz oder gutes Leinen, passend sind auch Stroh-, Bast-, Holz-Gewebe.

Auf die so verkleidete Wand sollten möglichst keine großen Apparaturen montiert werden. Sechs oder acht Haken aus Plexiglas, auch aus lackiertem oder mit Leder bezogenem Metall genügen zum Aufhängen der Kleiderbügel. Zwei Häkchen in halber Höhe für die Kinder dürfen dabei nicht vergessen werden.

Hurra, wir bauen uns ein Haus!



erscheint demnächst als großformatiges, reich illustriertes Buch. Es enthält auf über 150 Seiten nicht nur den kompletten Text, sondern auch fast alle Bilder, Grundrisse und Tabellen der QUICK-Hefte Nr. 49/1961 bis 14/1962.
Bestellungen bitte an die Vertriebsabteilung des Verlags Th. Martens & Co., München 3, Brienner Straße 26—28. Lieferung gegen Voreinsendung von DM 10,— auf Postscheckkonto München 1441 60.



Für 545 DM *Eine ländlich-heitere Garderobe. Wandbespannung aus Berchtesgadener Vogelstoff (36 DM pro m), darauf Messinghaken (14 DM das Stück). Über dem kleinen Eichenschrank (243 DM) ein Berchtesgadener Spiegel (82 DM), handbemalt wie der Schirmständer (84 DM) (Die Einrichtung).*



Für 444 DM *Das Tischchen aus Palisander kostet 180 DM, der Spiegel mit Lederschlaufe 100 DM, die Zylindervase aus blauem Glas für Schirme 66 DM, die Plexiglas-Haken je 6 DM und der Teakstuhl 112 DM (Die Einrichtung).*

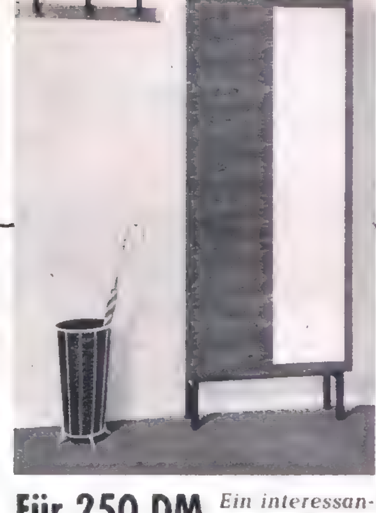
Neben den Haken hat der Spiegel — möglichst einer ohne Goldrand — seinen Platz. Unter ihm eine Konsole mit einer Schublade für Kamm, Handspiegel, Kleiderbürste. Die Oberfläche dieser Ablage sollte unempfindlich sein, damit man nasse Handschuhe oder feuchte Schals ohne Bedenken darauflegen kann.

Der Kult mit dem Schirmständer ist bestimmt ein Kult mit dem falschen Objekt. Irgendein schlankes Gefäß — zum Beispiel eine Bodenvase, ein schmaler Korb mit Einsatz — ist ein viel hübscherer Behälter als die Gebilde aus glänzendem Leichtmetall oder verchromtem Blech.

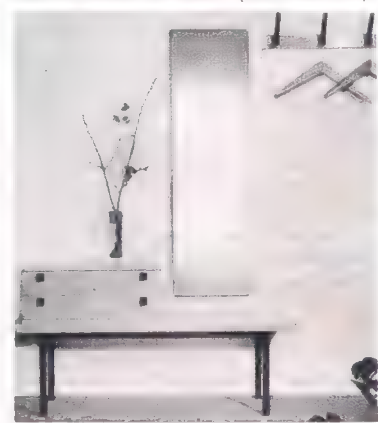
Das Hutbrett bleibt der großen Garderobe vorbehalten, die nur für den privaten Gebrauch, nicht für Besucher bestimmt ist. Mäntel und Jacken der Wohnungsinhaber, Schuhe jeglicher Art und Größe haben in der Garderobe nichts verloren. Sie gehören in die dafür vorgesehenen Schränke. Es nützt auch nichts — um diese Sachen doch in der Garderobe zu lassen — einen Vorhang davorzuhängen. Erstens ist diese Tarnung unvollkommen, und zweitens wird sie auf Besucher kaum einen guten Eindruck machen.

Wofür Besucher dankbar sind

Vorräume haben selten Fenster. Eine große allgemeine Beleuchtung erhellt den ganzen Raum. Eingezogene Lichtdecken sind dafür ideal, aber leider auch teuer.



Für 250 DM *Ein interessanter Schuhschrank in Teak, mit Spiegel. Er ist zum Stellen oder Hängen, hat eine Tiefe von nur 20 cm, besitzt fünf Fächer und wird von unten und oben belüftet. Er kostet — so wie ihn das Bild zeigt — 250,50 DM, ohne Füße 231 DM (Schönbuch).*



Für 276 DM *Eine Flurgarderobe in Rüster. Das Schränkchen für Handschuhe und Schals steht lose auf der Bank. Mit Kristallspiegel und Kleiderhaken kostet die komplette Garderobe 276 DM. (Schönbuch).*

Schmale Korridore gewinnen an Breite durch Lichtbalken oder Neonröhren, die an der Decke quer angebracht sind.

Für eine besondere Lampe über dem Spiegel wird jede Besucherin dankbar sein, weil sie hier noch einmal Frisur, Make-up und ihr Lächeln kontrollieren kann. Die Leuchten dürfen allerdings nicht den Spiegel anstrahlen, denn dann blenden sie den Gast, anstatt ihn in Licht zu tauchen.

In großen Dielen sind raffinierte Licht-Spiegel-Spielereien nicht unbedingt verboten.

Zu einem hübschen Entree gehört noch mehr: eine wohlwollende Atmosphäre und — ein guter Geruch. Dazu sagt der Architekt und Karikaturist Ernst Maria Lang:

„Sie können durch den guten Geruch einer Wohnung in eine gehobene Stimmung versetzt werden, und Sie können durch einen schlechten Geruch beleidigt werden."

Also . . .

Im nächsten Heft:
Immer nur getreten...

Musik mit



Tantiemen-Hämmerchen In Zukunft will der bei uns heimisch gewordene Engländer Chris Howland pro Jahr nur noch zwei Platten (höchstens!) mit seinem radebrechenden Sprechgesang füllen. Sagt er. Die Leute hätten ihn sonst zu früh satt. Sagt er. Vorerst sieht es aber gar nicht so aus, als ob das Publikum bald gesättigt wäre, denn Howlands „Hämmerchen-Polka" (Electrola) stieg gerade über das dritte Hunderttausend. Zwei „Hämmerchen"-Platten im Jahr – mehr braucht Chris tatsächlich nicht.

Puste sparen Der Bandleader, Komponist und Plattenproduzent Hugo Strasser, von seinen Freunden nach seinem Erfolgsschlager „Klarinetten-Hugo" genannt, hat ein beson-



deres Faible für neue Musikinstrumente. Hier bläst er seinem Startrompeter Roy Etzel einen Swing-Chorus auf der „Melodica professional" vor, einem neuartigen, Puste sparenden Tasten-Blasinstrument mit eigenwilligem Klangcharakter, das sich in der Tanzmusik rasch eingebürgert hat. QUICK sagte den Erfolg der Melodica schon im Dezember voraus.

Einkauf an der Seine Der von Köln aus am Plattengeschäft drehende Produzent Kurt Feltz hat seine Liebe zu den Franzosen entdeckt. Er nahm nacheinander fürs Bundesgebiet Henri Salvador („Der Löwe schläft heut nacht"), den singenden Gitarristen und Bardot-Exfreund Sascha Distel („Marie Chérie") und Jean Philippe („In der Taverne zur großen Liebe") unter Vertrag. Feltz setzt offenbar auf die Vorliebe der Bundesbürger für den französischen Akzent.

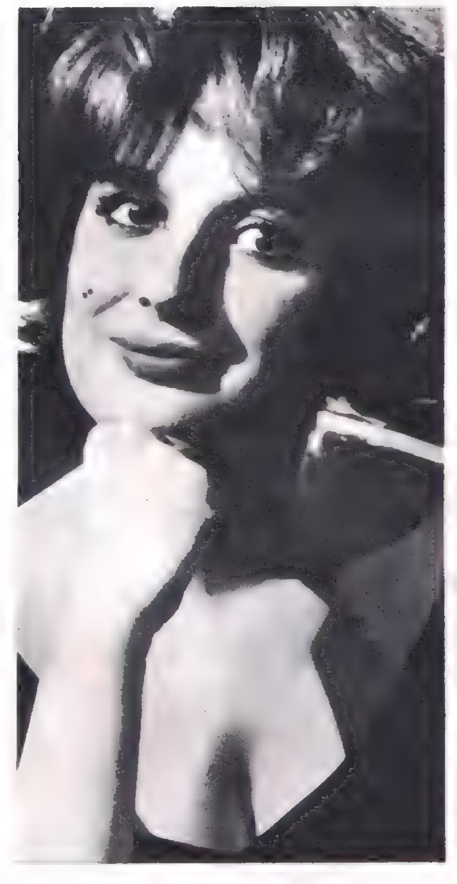
Spürnase Gerhard Mendelson, Europas Musikspürnase Nr. 1, unterschrieb in New York einen Coproduzenten-Vertrag mit der MGM. Schützenhilfe leistete MGM-Lokomotive Connie Francis, die Mendelson ihren großen Erfolg in Deutschland verdankt („Die Liebe ist ein seltsames Spiel"). Durch Testen des US-Marktes belehrt, wird Mendelson der MGM zuerst einmal Peter Kraus, Gus Backus, Lolita, die Italienerin Mina und die singenden Kessler-Zwillinge als europäischen Bei-

trag vorschlagen. Deutsche und amerikanische Komponisten und Texter werden gemeinsam die Lieder schreiben. Und um die amerikanische Masche genau zu treffen, werden die ersten Platten auch in den amerikanischen MGM-Studios produziert.

Nur 3 von 50 Ein halbes Hundert verschiedener Twist-Nummern erschien seit Beginn der neuen Tanzboden-Seuche auf dem bundesrepublikanischen Plattenmarkt. Sogar der „Liebestraum" von Liszt wurde zu einem Twist aufbereitet. Aber nur ganze drei Twists vermochten eine größere Anzahl von Käufern anzulocken:

- der „Peppermint-Twist" (Decca), gesungen von Caterina Valente und Bruder Silvio,
- die vom US-Obertwister Chubby Checker geplärrte Nummer „Let's Twist Again" (Columbia) und
- „Twist Twist" mit den Chakachas (RCA).

Die Chakachas, vom Rhythmus besessene Schaumusiker aus Belgien, können das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, den Twist bei uns eingeschleppt zu haben. Sie begannen dieses kulturelle Werk im Night Club des Bayerischen Hofes in München. Apropos Twist: Die treffendste Definition fand der amerikanische Star-Komiker Bob Hope. Er sagte: „Twisten — das ist Wäsche von innen abnutzen."



Manche lieben's heiß. Und wer's heiß mag, liebt Mina. Gerhard Mendelson hat die wohlgeformte Signorina mit der rassigen Stimme aus Italien importiert. Ihr erster deutscher Schlager (Polydor) heißt „Heißer Sand".

Und hier sind die neuesten Schlager-Favoriten:

1. Mexiko	Bob Moore	(1)
2. Zwei kleine Italiener	Conny	(8)
3. Tanze mit mir in den Morgen	Gerhard Wendland	(2)
4. Geld wie Heu	Gerd Böttcher	(5)
5. Hawaii Tatoo	Die Waikikis	(10)
6. Eine Rose aus Santa Monica	Carmela Corren	(0)
7. Hämmerchen-Polka	Chris Howland	(6)
8. Peppermint-Twist	Caterina und Silvio	(0)
9. Striptease-Susi	Ralf Bendix	(9)
10. No Bier, no Schnaps	Gus Backus	(0)

Die Ziffern in Klammern geben den Stand in der letzten Bestsellerliste wieder.

Neuer Prado Perez Prado, Meister des südamerikanischen Chunga-Rhythmus, hat für RCA auf seine Weise das gute alte „Arrivederci Roma" in die Mache genommen. Und dabei ist aus dem schnulzigen Sehnsuchtslied eine harte Sache geworden. Kantige Solisten-Breaks wechseln mit knallenden Tutti-Einsätzen ab.

Auf Wiedersehen bei nächster Gelegenheit, Ihr



Einen Knopfdruck für die Wäsche, einen für die Spülarbeit.

748

Das versteht Miele unter „Vollautomatic": Waschmaschine füllen. Waschmittel zugeben. Einschalten. Erledigt! – Geschirrspülautomat füllen. Spülmittel dazu. Einschalten. Erledigt! Das versteht Miele unter moderner Haushaltsführung: Weniger Arbeit, dafür mehr Zeit für Heim und Familie. Deshalb baut Miele echte Vollautomaten, die allen Erfordernissen Rechnung tragen. Was Sie von einem Waschautomaten verlangen können, hat Miele berücksichtigt: Spezial-Programm für Perlon und Feinwäsche, Schonmechanik für Wolle, rationelles Waschen kleinster Wäschemengen. Der neue Geschirrspülautomat zeichnet sich aus durch ein neues Spülsystem mit rotierenden Sprüharmen, freien Innenraum, dadurch erhöhtes Fassungsvermögen, drei Spülgänge, Geschirrkörbe auf Rollen, praktische Abstellfläche. – Modern, verläßlich, leistungsfähig, sind diese Miele-Vollautomaten. Echte Repräsentanten des modernen Haushalts.



Mielewerke · Gütersloh



Was so ein Hund im Frühling träumt

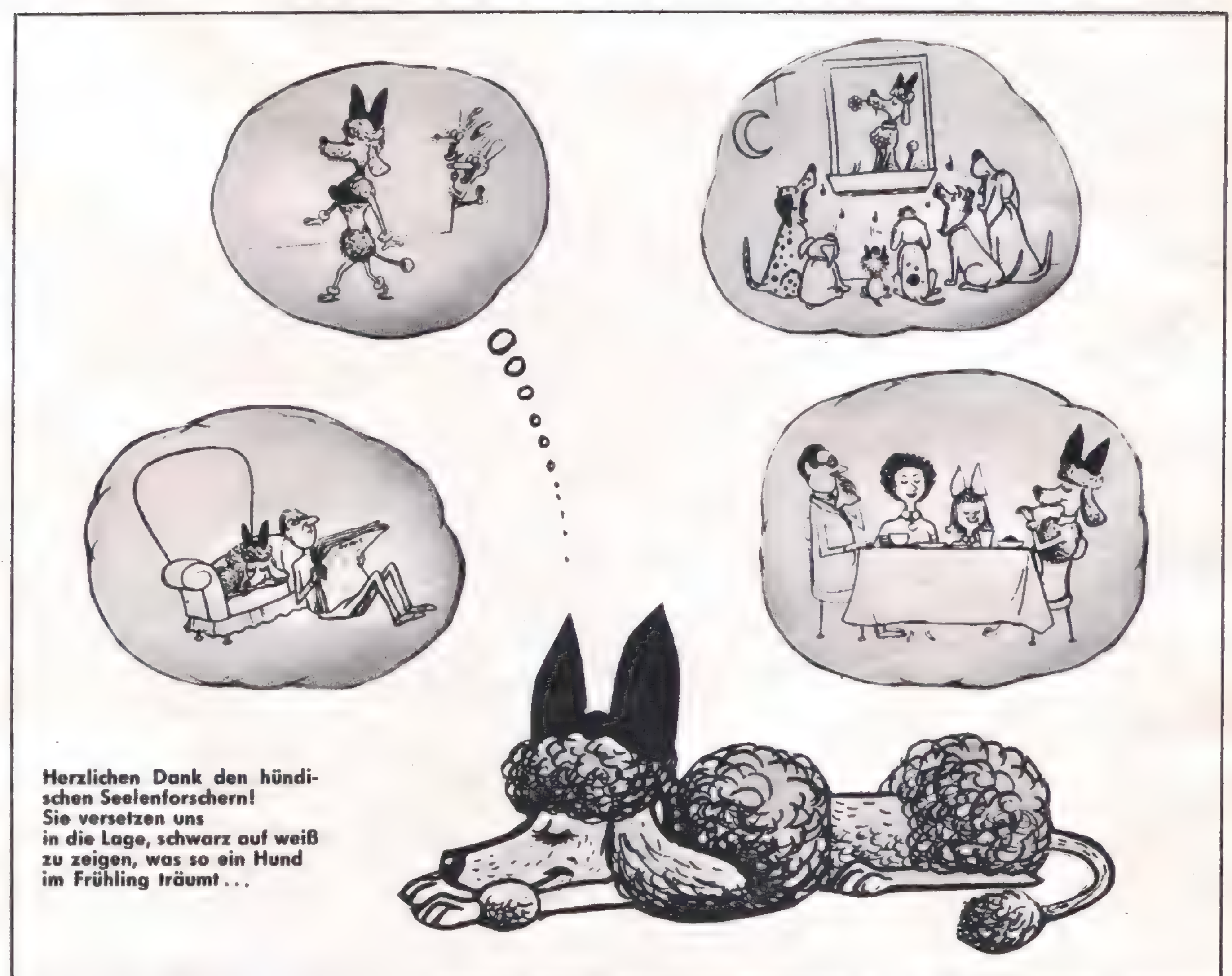
Unentbehrlicher Ratgeber zum Besten der vier- und zweibeinigen Kreatur . . .

Mein Hund und ich (X)

Wovon kann ein Hund im Frühling träumen? Nun, hauptsächlich von sehr irdischen Dingen. Von einer größeren Fleischportion zum Beispiel oder von einem neuen Halsband. Unangenehme Dinge haben — so glauben wenigstens Hundepsychologen — in der Traumwelt eines Vierbeiners keinen Platz. Und das ist gut so. Wozu sollte er sich mit den Realitäten des Alltags befassen? Zum Beispiel damit, daß es heute weit mehr Hunde gibt als je zuvor? Wo immer der Hund hinschaut, sieht er in die Augen anderer Hunde. Es gibt Läden, in denen Hunde für Geld verkauft werden. Manchmal ist ein halbes Dutzend zugleich im Fenster ausgestellt, und die Vorübergehenden bringen es fertig, sie in Gegenwart gleichfalls vorübergehender Hunde laut zu preisen! Jedem Hund versetzt es einen Schock, wenn er hört, daß er ersetzbar ist . . . Also träumt der Hund in einer Art Notwehr nur von netten Dingen. Bei Hündinnen spielen im Traum Modefragen eine große Rolle. Ihre äußere Erscheinung liegt ihnen fortwährend im Sinn. Wohlgepflegt zu sein, erhöht auch im Hund die Selbstachtung. Damit der vierbeinige Liebling von seiner glanzvollen Erscheinung nicht nur träumen muß, geben wir hier einige Tips . . .

Das nächste Mal:

Der hündische Psychiater



Herzlichen Dank den hündischen Seelenforschern! Sie versetzen uns in die Lage, schwarz auf weiß zu zeigen, was so ein Hund im Frühling träumt . . .

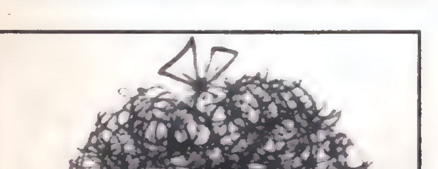


Der Traum von der neuen Frisur: modische Bürste für Teenager.





Nur für Intellektuelle: die Bartfrisur der Existentialisten.



Für Sparsame: So geht's auch ohne Besuch im Frisiersalon.



Für Vamps: Die Schmachtlocke verleiht den nötigen Flair.



Der große Clou: Das Geblümte mit Schleifchen! Kein Pariser Couturier hätte Madames Modetraum besser verwirklichen können . . .



Heute lesen Sie: Der Tuberkulin-Skandal geht weiter ● Verdächtige Geheimnisse ● Wucherpreise für freie Zimmer ● Ärzte werden korrupt ● 1 Million Mark für ein — unwirksames Mittel ● Das Genie läßt sich scheiden

Seit zwei Stunden schon wartet die Menge schwarzgekleideter, würdiger Herren vor dem hohen Gittertor aus Schmiedeeisen. Ein riesiger Gas-Kandelaber beleuchtet die übernächtigen Gesichter unter hohen Zylinderhüten und runden Melonen. Er beleuchtet auch das große Schild am Gitter mit der Aufschrift „Königliches Charité-Krankenhaus".

Ein eisiger Novemberwind heult durch die enge Häuserzeile der Schumannstraße in Berlin NW. Die Herren in Schwarz kuscheln sich tiefer in die hochgeschlagenen Mantelkrägen, trampeln ihre Füße warm, vergraben die Hände in die Taschen. Noch eine halbe Stunde müssen sie warten, dann wird sich die schmale Pforte im Gittertor der Charité öffnen.

Es ist der 20. November 1890.

Schon eine Woche lang wiederholt sich Morgen für Morgen vor dem Gitter der Charité das gleiche Bild. Wer näher tritt, hört die schwarzgekleideten Herren in allen Sprachen der Welt diskutieren. Sie machen sich die vorderen Plätze am Gittertor streitig, fluchen über die verdammte Kälte in Berlin.

Punkt acht Uhr jeden Morgen erscheint endlich der Pförtner mit der steifen Militärmütze und dem Schlüsselbund. „Immer sachte", brummt er, wenn die schwarzgekleideten Herren sich durch die enge Pforte drängen. Sie eilen auf das hohe Massiv des alten Charité-Gebäudes zu, hinter dessen endlosen Fensterreihen man im dämmernden Morgen bleiches Gaslicht sieht. Sie stürmen die drei Stockwerke hoch zur „Nebenstation für innerlich Kranke", steuern durch endlose Korridore den Sälen zu, die mit Schwindsüchtigen belegt sind, bauen sich vor der Tür auf.

Dort steht ein Oberwärter mit steifer Militärmütze auf Wache. „Nur Herren, wo einen Ausweis haben", sagt er. „Und nich mehr als zwanzich . . ."

Das geheimnisvolle Mittel

Niemals läßt Professor Fraentzel, Königlich-Preußischer Oberstabsarzt 1. Klasse, mehr als zwanzig Kollegen gleichzeitig zu seiner Visite ein. Mit

BERLIN-
CHARITÉ

Die Geschichte des berühmten Krankenhauses. Ein Bericht von Gerhard Jaeckel

Dr. Kochs grosser Reinfall

ihnen schreitet er dann die endlosen Reihen der Betten entlang. Vor jedem Bett bleibt er stehen. Ein Wärter leuchtet mit einer Petroleumlampe die Fieberkurve über dem Bett an.

„Temperatur um sieben Uhr siebenunddreißigvier", liest Stabsarzt Dr. Runkwitz ab, der Assistent.

„Temperatur gestern früh?"

„Siebenunddreißigneun", sagt Dr. Runkwitz. „Danach Injektion mit 0,01 Koch. Kein Schüttelfrost, Temperatur nachmittags nur gering erhöht. Kein Blut mehr im Auswurf . . ."

„Geben Sie ihm wieder 0,01 Koch", sagt Professor Fraentzel. Auf französisch, englisch und italienisch wiederholt er die Angaben seines Assistenten.

Und dann injiziert Dr. Runkwitz dem Kranken eine gelblichbraune Flüssigkeit. Mit zwei Fingern massiert er die Injektionsstelle. Dann gibt er dem Patienten einen Klaps auf die Schulter: „Hemd anziehen und schön zudecken . . ."

Nächstes Bett.

Wie auf dem Exerzierplatz geht das zu, genauso, wie es die ausländischen und süddeutschen Ärzte von einem königlich preußischen Krankenhaus erwartet haben. Aber sind sie nach Berlin gekommen, um zu lernen, wie man Spritzen verabreicht? Drängen sie sich deshalb jeden Morgen vor den Toren der Charité, der Universitäts-Klinik in der Ziegelstraße, der Privatklinik des Dr. William Levy in der Prenzlauer Straße 46?

„Wir gehen jetzt zu den Kranken, die als erste Menschen überhaupt mit dem neuen Mittel behandelt worden sind", kündet Professor Fraentzel an.

Ein großer Saal mit nur zehn Betten. Aus dem ersten Bett blickt ein junger, bleicher Mensch neugierig der fremden Korona entgegen.

„Benack, Hermann, 21 Jahre", steht auf dem Namensschild über dem Kopfende. Darunter das Aufnahme-Datum: 1. 9. 1890.

„Ein Schlosser aus gesunder Familie", erklärt der Professor. „Vor einem Jahr schwollen die Halsdrüsen an. Seit Beginn des Jahres Husten und Auswurf, seit Mitte August Bluthusten, starke Nachtschweiße, Tuberkel-Bazillen wurden mikroskopisch festgestellt. Seit der Behandlung mit dem Kochschen Mittel auffallende Besserung des Zustandes. Wenn die Kollegen sich überzeugen wollen, bitte . . ."

Zwanzig ausländische Spezialisten für Lungenkrankheiten beklopfen und behorchen den Brustkorb des Schlossers Hermann Benack. Alle kommen zu demselben Ergebnis: Kaum mehr Anzeichen für eine tuberkulös verseuchte Lunge. Sie lassen die Befunde der mikroskopischen Untersuchung von Hand zu Hand gehen. Sie stellen fest, daß seit drei Wochen im Auswurf Benacks keine Tuberkel-Bazillen mehr vorhanden sind.

„Schwitzt du nachts noch?" fragt Professor Fraentzel den Patienten.

„I wo, keene Spur", strahlt Hermann.

„Seit dem 24. Oktober hat der Patient fünfviertel Pfund zugenommen", ergänzt Dr. Runkwitz.

„Wo ick erst ja keen Apptit nich jehabt habe", sagt Hermann. Es ist seine große Stunde. Noch nie in seinem jungen Leben hat er so im Mittelpunkt gestanden wie heute. Von diesem Tag wird er noch seinen Enkeln erzählen. Denn davon ist Hermann Benack fest überzeugt: Das Leben liegt nun wieder vor ihm. Das Todesurteil, das schon über ihn verhängt war, ist aufgehoben. Er könnte schon jetzt entlassen werden, wenn er nicht so ein bedeutender Fall wäre: Der erste Mensch, der durch neunzehn Einspritzungen mit einer braungelben, klaren Flüssigkeit von der Lungenschwindsucht schon beinahe geheilt ist . . .

An neun weiteren Betten wiederholt sich der Vorgang. Tiefes Erstaunen malt sich auf den Gesichtern der fremden Ärzte. Also ist es kein leerer Spuk, der sie nach Berlin gelockt hat. Also ist diese braungelbe, klare Flüssigkeit in den Spritzen der Charité-Ärzte tatsächlich das erste wirksame Heilmittel gegen die Tuberkulose.

„Aber was ist das für eine Flüssigkeit?" fragen sie den Professor Fraentzel.

Der zuckt die Schulter: „Ich weiß es nicht."

Ungläubiges Lächeln. Seit Wochen wird dieses Mittel in der Charité Hunderten von Patienten täglich eingespritzt. Und da will dieser Deutsche ihnen weismachen, daß er die Zusammensetzung nicht kennt? Das gibt es doch nicht! Das spräche ja allen wissenschaftlichen

BERLIN-
CHARITÉ

Grundsätzen Hohn, das wäre ein Rückfall ins medizinische Mittelalter, als noch Quacksalber und Alchimisten mit Geheimmitteln ihr Unwesen trieben.

Aber die gleiche verneinende Antwort geben an diesem 20. November 1890 fünf andere Professoren in fünf anderen Kliniken der Charité ihren auswärtigen Kollegen. Nur ein Mensch weiß, woraus die braungelbe, klare Flüssigkeit, das Wundermittel gegen die Tuberkulose, besteht. Er ist Professor für Hygiene an der Universität Berlin, ein schlanker, mittelgroßer Mann mit strengem, klar geschnittenem Gesicht. Der Schädel über der hohen Stirn ist kahl, obwohl der Mann erst 47 Jahre alt ist.

Dieser Mann hat die Erreger des Milzbrandes, des Typhus, der Cholera und der Tuberkulose entdeckt. Er ist der Begründer der modernen bakteriologischen Forschung. Und nun hat er in seinem Laboratorium hinter verschlossenen Türen ein Wundermittel gegen den Weltfeind Nummer eins, die Tuberkulose, entdeckt.

Sein Name ist bis in den letzten Winkel des Erdballs bekannt. Er heißt: Robert Koch.

Verfrühte Huldigung

„Eine Freude ist es, einer Zeit anzugehören, die mit Riesenschritten die altehrwürdige Wissenschaft von der Heilkunst vorwärtsgeführt hat zu ungeahnten Leistungen, zu kaum erträumten Zielen. Seit den Zeiten des Hippokrates ist es noch keinem vergönnt gewesen, mit der Ermittlung von Sitz und Ursache einer Krankheit auch ihre Heilung sicherzustellen. In Robert Koch scheint unserer Nation der gottbegnadete Arzt und Forscher geschenkt worden zu sein."

Wie die Töne einer Baßgeige rollen die Worte des Redners über die glänzende Versammlung dahin: Ernst v. Bergmann, Deutschlands führender Chirurg, preist Robert Koch, den Bakteriologen.

Zwei Stunden lang hat Ernst v. Bergmann einer auserwählten Versammlung seine Patienten vorgestellt, die er mit dem Kochschen Geheimmittel behandelt hat. Hier geht es nicht um Lungenschwindsucht wie in der Charité, sondern um Tuberkulose der Haut, der Mundhöhle, der Lymphdrüsen, des Kehlkopfs, der Gelenke und Knochen.

Bisher gab es nur ein Mittel dagegen: das Messer des Chirurgen. Das kranke Gewebe wurde weggeschnitten, ausgekratzt, ausgebrannt. Gliedmaßen wurden über den tuberkulösen Gelenken amputiert, Kehlköpfe entfernt und silberne Kanülen eingesetzt. Nasen, Wangen und Lippen konnten durch Verpflanzung von Hautlappen „ersetzt" werden. Doch meist war das nur ein Scheinerfolg. Die Bakterien blieben im Blut, setzten ihr Vernichtungswerk fort bis zum Ende.

Doch nun scheint dieser Alptraum verflogen. Schon 25 Stunden nachdem ihnen das Kochsche Geheimmittel eingespritzt wurde, zeigte sich bei Bergmanns Patienten die Wirkung. Heftiger Anstieg der Temperatur, zugleich aber auch eine Rötung der krankhaften Partien. Die von Tuberkel-Knötchen übersäte Haut schwoll an. Gelbe bis braune dicke Krusten bildeten sich. Vorsichtig griff der Chirurg mit der Pinzette zu, hob die Kruste ab. Er traute seinen Augen nicht: Wo er vorher nur Tuberkel-Knötchen und Geschwüre sah, war jetzt nur noch rote Haut, wie bei einer frischen Narbe — glatte, ebene Haut.

Vierzig Patienten stellt Ernst v. Bergmann an diesem denkwürdigen Abend vor, darunter die 18jährige Anna Buss. Sie kommt ohne fremde Hilfe herein, denn noch hat ihre Krankheit sie nicht hilflos gemacht. 18 Jahre alt ist sie, hochgewachsen, gerade zur vollen Reife erblüht, Zöpfe aus schwerem, dunkelbraunem Haar sind zu einer Krone über ihren Kopf gelegt. Ein Bild von einem Mädchen war Anna Buss, solange man sie nur von vorn oder von links sah . . .

Doch dann dreht Bergmann das errötende Mädchen so, daß es dem Auditorium die rechte Seite des Gesichts zukehrt. Und das ist ein erschütternder, grauenhafter Anblick. Vom Haaransatz bis zum Unterkiefer ist die linke Wange blaurot entzündet, von Narben zerfressen.

Der weißhaarige Professor v. Bergmann selbst spritzt dem Mädchen die Kochsche Lymphe ein, wie er das Geheimmittel nennt. So behutsam und feierlich macht er es, daß es wie eine heilige Handlung wirkt . . .

Wo bleibt die Lymphe?

Nach einem solchen Erlebnis kann man nicht sang- und klanglos auseinandergehen. In den Cafés Unter den Linden, in Weinlokalen und Bierhallen feiern die Zuhörer Bergmanns das große Ereignis. Ärzte, die keinen Platz mehr in dieser einzigartigen Vorstellung fanden, lauschen gierig auf jedes Wort. Bergmann hat unwiderlegbar demonstriert, wie das Kochsche Mittel auf äußere Tuberkulose wirkt. Damit steht eigentlich fest, daß sich derselbe Vorgang auch in den Lungen der Schwindsüchtigen vollzieht, wenn sie mit dem Geheimmittel gespritzt werden. Das ist der Beweis, daß Robert Koch recht hat, das ist der Sieg über die Tuberkulose . . .

Jetzt aber erhebt sich die Frage, wie man sich das Kochsche Mittel verschafft. Schließlich ist man nicht aus London, Paris, Brüssel, Rom und New York nach Berlin gereist, um nur Vorträge zu hören. Man muß etwas mit nach Hause bringen — Kochsche Lymphe, soviel wie möglich.

Aber das ist leichter gesagt als getan.

„Wie Professor Robert Koch uns auf Anfrage mitteilt, reicht die Produktion

Lassen Sie sich einen Bären aufbinden?

Den Bären, der Ihnen auf Seite 18 begegnet, bestimmt mit großem Vergnügen . . .

zur Zeit noch nicht aus, um die riesige Nachfrage nach dem Heilmittel zu befriedigen", meldet das „Berliner Tageblatt". Aus diesem Grunde würden zunächst nur die öffentlichen Kliniken beliefert, fügt die Zeitung hinzu.

„Jehn Se mal in't Central-Hotel", flüstern die gutinformierten Droschkenkutscher den Ärzten zu. „Dann sehn Se, wo die ganze Kochsche Lymphe bleibt..."

Wucherei und Korruption

Das „Central" an der Ecke Friedrich- und Dorotheenstraße ist der größte und modernste Hotelbau Berlins. 400 Zimmer, Dampf-Zentralheizung, fließend warm und kalt Wasser auf jedem Zimmer.

Aber ein solches Chaos hat das Central-Hotel noch nicht erlebt. Die hohe Halle mit den reichverzierten Säulen ist zu einem Mittelding zwischen orientalischer Karawanserei und Lungenheilstätte geworden. Ausgemergelte apathische Gestalten hängen in den Lehnen der Polstersessel. Und ständig ist ein Röcheln und Husten in der Luft.

Und alle Stunden bringt auf den Berliner Fernbahnhöfen ein Zug weitere Kranke, die dringend ein Bett in Berlin suchen — ein Bett und einen Arzt, der ihnen die wundertätige Kochsche Lymphe einspritzt.

Die meisten von ihnen haben in ihrer Not an Robert Koch persönlich geschrie-

ben oder telegrafiert. Sie bekamen auch umgehend Antwort, allerdings nicht von dem berühmten Forscher, sondern von einem gewissen Dr. Georg Cornet, Berlin NW, Karlstraße 9, unweit der Charité. Dr. Cornet, so hieß es in der Nachricht, habe dort eine Privatklinik. Als langjähriger Schüler Robert Kochs sei er berechtigt, das neue Heilmittel zu verabfolgen.

Die Privatklinik in der Karlstraße 9 erweist sich als total überfüllt. Die hilfesuchenden Patienten werden ins Central-Hotel verwiesen: „Dort behandelt Dr. Cornet täglich zwischen 6 und 8 Uhr abends."

So wird das Central-Hotel zur Massen-Unterkunft für Tuberkulöse. Als Krankenwärter fungieren die Stubenmädchen und Zimmerkellner vom „Central". Ein Kandidat der Medizin mißt täglich zweimal das Fieber, das ist die ganze ärztliche Betreuung. Außer dem Besuch des Dr. Cornet, wohlgemerkt.

Pünktlich um 6 Uhr jeden Abend eilt Dr. Cornet durch die Halle des Central-Hotels. Hinter ihm schleppen zwei Diener einen großen Koffer mit Spritzen und Ampullen.

Von morgens bis abends rast Dr. Cornet durch Berlin und spritzt Kochsche Lymphe. Vormittags in der Universitäts-Poliklinik, Ziegelstraße, nachmittags in seiner Privatklinik, abends im Central-Hotel.

„Wie kommt er zu den Riesenmengen des Geheimmittels?" fragt die Ärzteschaft von Berlin.

Dr. Georg Cornet ist erst 32 Jahre alt und war Badearzt in Bad Reichenhall, bevor der Tuberkulose-Sturm ihn nach Berlin zog. Um die Tuberkulose-Bekämpfung hat er sich bereits große Verdienste erworben. Als Schüler und Mitarbeiter Robert Kochs hat er den Dreck aus öffentlichen Wartehallen, Schulzimmern und Krankensälen mikroskopisch untersucht und überall Tuberkelbazillen festgestellt. Er hat die Einführung von Spucknäpfen und auch die Anbringung von Schildern mit der Aufschrift „Ausspucken verboten!" empfohlen.

Aber Dr. Cornet ist nicht der einzige Privatmann, der dank seiner guten Beziehungen zu Robert Koch ständig und reichlich mit dem Geheimmittel versorgt ist. Am Oranienburger Tor wird es in der stets überfüllten Privatklinik des Dr. Dengler verabfolgt. Im Hotel „Germania" am Alexanderplatz hat Dr. William Levy ein Parallel-Unternehmen zum „Central"-Hotel aufgezogen.

In den Privatkliniken werden bis zu 40 Mark Tagesgeld von den Patienten kassiert. „Schamloser Wucher!" schimpft die Presse. So berichtet die „Kölnische Zeitung" von einem skandalösen Fall: Ein Kranker hat aus Davos bei Dr. Levy telegrafisch um Aufnahme in seine Klinik gebeten. Von Berlin wurde zurücktelegrafiert: „Aufnahme nur privat möglich. Kosten etwa 1000 Mark pro Woche."

Der Mann in Davos glaubte, der Telegrafenbeamte habe versehentlich eine Null zu viel an den Preis gehängt, und fragte schriftlich in Berlin zurück. Doch die Klinik im „Germania"-Hotel bestätigte: Kurkosten 1000 Mark wöchentlich, pro Einspritzung weitere 300 Mark.

Sieht Robert Koch nicht, welch ein Schindluder hier mit seinem Namen getrieben wird? In Wien sagt Professor Stellwag am 21. November zu seinen Studenten: „Vorsicht, meine Herren! Glauben Sie nur daran, was Koch sagt. Koch sprach immer wahr. Was er sagt, ist auch wahr. Doch hat er allen Grund auszurufen: Gott behüte mich vor meinen Freunden! Ich fürchte, daß die Sache einen üblen Ausgang nimmt ..."

v. Bergmann wird bleich ...

„Unser kleines Anna-Mädchen will mir heute überhaupt nicht gefallen, Herr Professor ..." Ein Blatt mit einer Fieberkurve in der Hand, tritt Dr. Curt Schimmelbusch, Assistent von Professor Ernst v. Bergmann, in das Zimmer seines Chefs.

Anna Buss ist jene Patientin, der v. Bergmann am 20. November 1890 vor

BERLIN-
CHARITÉ

einer glänzenden Versammlung selbst die Kochsche Lymphe eingespritzt hat.

Zehn Wochen sind seitdem vergangen. Das Mädchen Anna ist dem Geheimrat ans Herz gewachsen wie eine Tochter.

Mit zusammengekniffenen Augen studiert v. Bergmann das Krankenblatt. 19 Einspritzungen hat Anna Buss seit jenem 20. November bekommen. Über der tuberkulös entstellten Wange hatten sich auch alsbald Borken gebildet, heilende Borken, wie alle glaubten. Dann mußte man die Dosis von einem auf zwei Kubikzentimeter steigern, denn auf die geringe Menge reagierte Anna bald nicht mehr.

„Das Mittel tötet nicht den Bazillus", hat Robert Koch erklärt, „sondern das tuberkulöse Gewebe, das noch lebendig ist. Damit wird dem Bazillus der Boden entzogen, auf dem er sich weiter ausbreiten kann. Je weniger lebendiges tuberkulöses Gewebe im Körper übrigbleibt, desto schwächer reagiert der Patient auf das Heilmittel. Deshalb muß die Dosis allmählich gesteigert werden . . ."

Am 25. Januar hat Anna Buss auch auf zwei Kubikzentimeter keine Wirkung mehr gezeigt. Kein Strich erhöhte Temperatur.

„Also beim nächstenmal drei Kubik", hatte Bergmann angeordnet, in voller Übereinstimmung mit den Vorschriften Robert Kochs.

Das Fieber stieg rasch auf 41 Grad. „Ein bißchen gefährlich hoch", hatte Bergmann gesagt. „Aber unser Anne-Kind schafft das, wie immer."

Und tatsächlich ging das Fieber zurück. Aber nicht vollständig wie sonst nach den Einspritzungen, sondern nur um wenige zehntel Grade.

„Zuerst klagte sie über Stiche in der linken Brusthälfte", sagt Dr. Schimmelbusch. „Ich konnte nichts feststellen. Heute nun habe ich sie wiegen lassen — vier Pfund hat sie abgenommen."

„Und die Lunge?" Geheimrat v. Bergmann ist von seinem Schreibtisch aufgesprungen, bevor Schimmelbusch antworten konnte: „Kommen Sie . . ."

Lange untersucht v. Bergmann an diesem 6. Februar 1891 den Brustkorb des Mädchens. Immer wieder klopft er, immer wieder legt er das Stethoskop an, horcht, horcht. Alle Farbe weicht aus seinem markanten Gesicht.

Sobald die Tür hinter ihnen zugefallen ist, sagt er zu Schimmelbusch: „Sofort die Eltern benachrichtigen."

Es ist kein Zweifel möglich: Anna Buss, das Mädchen, das blühend gesund in die Klinik gekommen war, hat die galoppierende Schwindsucht.

Ist das Kochsche Mittel daran schuld?

Für Dr. Schimmelbusch steht das fest. Ihm sind schon seit Wochen schwere Zweifel an der Heilwirkung des Geheimmittels gekommen. Und er steht nicht allein da.

Immer größere Bedenken . . .

In der Berliner Medizinischen Gesellschaft tobt seit dem 17. Dezember eine erbitterte Diskussion. Verschiedene Kliniker berichten, daß Patienten, die als geheilt oder jedenfalls wesentlich gebessert entlassen worden sind, nach drei oder vier Wochen wieder in die Klinik kamen. Sie husteten wieder Blut, sie hatten wieder zahlreiche Tuberkel-Bazillen im Auswurf.

Besondere Aufregung bewirken die Mitteilungen, die Rudolf Virchow, der große Richter über Gut und Böse in der Medizin, vor der Berliner Medizinischen Gesellschaft macht. Virchow hat bis zum 7. Januar 1891 in seinem Pathologischen Institut 21 Leichen von Kranken unterm Seziermesser gehabt, die mit der Kochschen Lymphe behandelt worden waren. In allen Fällen hat er in den Lungen frische Tuberkel-Bazillen und Tuberkel-Knötchen gefunden. Fast überall hat er jene „käsige" Zersetzung der kranken Lungenteile festgestellt, die für die schwere Tuberkulose typisch ist.

Die Erregung ist ungeheuer. Die Ärzteschaft spaltet sich in zwei Lager — für und gegen Koch. Ernst v. Bergmann hat sich bisher aus diesem Streit herausgehalten. Aber nun kann auch er nicht mehr schweigen. Erschüttert muß er sehen, wie die Eltern Buss ihr Anne-Kind aus der Klinik nehmen. „Sie soll zu Hause sterben . . ." Es ist ein Trauertag in der Ziegelstraße.

„Ich muß mit Koch sprechen", sagt Bergmann.

Zwar hat Robert Koch am 13. Januar 1891 das Geheimnis des Mittels gelüftet. Er hat mitgeteilt, daß es sich um die Ausscheidungen abgetöteter Tuberkel-Bakterien handelt. Ein kühner Gedanke des großen Forschers: Die Bakterien werden mit ihrem eigenen Gift bekämpft. Oder besser gesagt: Die Injektion des Bakteriengiftes soll die Abwehrkraft des Körpers anregen. Aber das ist auch eine gefährliche Methode! Ist es nicht möglich, daß noch lebende Bakterien in das Mittel und damit an neuer Stelle in den Körper des Patienten gelangen?

„Es wird Zeit, daß Koch seine Karten offen auf den Tisch legt", sagt v. Bergmann. Koch muß nun endlich die Protokolle, Tierversuche und Versuche an Meerschweinchen vorzeigen, die zur Entdeckung des Mittels geführt haben. Koch hat behauptet, daß tuberkulöse Meerschweinchen durch sein Mittel geheilt worden sind. Die Welt hat ihm geglaubt, nur auf seinen großen Namen hin. Auch Bergmann hat ihm geglaubt. Jetzt will er Beweise sehen.

Aber Robert Koch ist nicht zu sprechen. Robert Koch ist verreist — nach Ägypten.

War Liebe an allem schuld?

Mühsam arbeitet sich der Dampfer den breiten Nil-Strom hinauf. Auf dem Vorderdeck, in einem Liegestuhl hingestreckt, starrt Robert Koch zum tiefblauen Himmel empor.

Seit einem halben Jahr lebt Koch in einer furchtbaren Nervenanspannung. Am 4. August 1890 hat er sich überreden lassen, vor dem Internationalen Medizinischen Kongreß Andeutungen über sein Mittel zu machen, noch ehe alle notwendigen Versuche mit Meerschweinchen abgeschlossen waren.

Zur selbstaufgebürdeten Arbeitslast kamen schwere menschliche Konflikte. Robert Koch hat in der jungen Malerin und Schauspiel-Elevin Hedwig Freiberg die große Liebe seines Lebens gefunden. Aber er ist verheiratet, noch gibt es in seiner prächtigen Wohnung in der Bellevuestraße eine Frau Geheimrat Emmy Koch. Und sie wird auf ihre Rechte pochen, erworben in 27 Ehejahren.

Natürlich, er muß Frau Emmy wirtschaftlich gut versorgen, darauf hat sie Anspruch. Aber er war bisher kein reicher Mann. Doch nun ist das „Mittel" da. Das Mittel — die Kochsche Lymphe — das „Tuberkulin", wie es jetzt heißt. Nicht mehr lange, und die Herstellung des Tuberkulins wird aus der Lüneburger Straße 28 an eine große chemische Fabrik übergehen.

Einer, der Robert Koch persönlich gekannt hat, der namhafte Professor Janos Plesch, wird später schreiben:

„Robert Kochs Tuberkulin wurde von den Höchster Farbwerken für eine Million Mark angekauft. Diese Summe setzte Koch in die Lage, sich von seiner Frau zu trennen, um eine neue Ehe einzugehen — mit einer üppig-blonden, reizvoll-stupsnasigen Bühnendame. War es dieser Liebe zu einer viel Jüngeren zuzuschreiben, daß er sein Mittel sorglos und vorzeitig, ohne die ernsthaft nötige Prüfungsfrist herausbrachte?"

Doch noch ist es nicht soweit. Drei Wochen lang steigt Robert Koch in altägyptischen Tempelruinen und Gräbern herum, geht auf die Jagd in die Wüste, klettert auf Berge.

Dann erreichen ihn Nachrichten seines Schwiegersohns Professor Pfuhl, seines engsten Vertrauten in der Tuberkulin-Sache. Der Sturm in Berlin ist zum Orkan angeschwollen. Der Bau eines „Instituts für Infektions-Krankheiten", das für Koch auf dem Charité-Gelände errichtet werden sollte, ist plötzlich eingestellt worden. Die Gegner des Tuberkulin gewinnen täglich an Boden.

Was in Robert Koch vorgeht, enthüllt in erschütternder Weise ein Brief an Hedwig Freiberg:

„Mein liebstes Hedchen!" schreibt er am 6. März 1891. „Du bist ja immer meine Vertraute gewesen, und so will ich Dir jetzt mein Herz ausschütten . . . In der letzten Zeit hat meine Entdekkung viele Gegner gefunden, in erster Linie Virchow, der mit allen Mitteln dagegenarbeitet. Außerdem soll Professor Liebreich" (Professor für Pharmakologie in Berlin) „ein Mittel gefunden haben, das noch erfolgreicher sein soll als das meine... Augenblicklich hat infolgedessen die Nachfrage nach dem Tuberkulin sehr abgenommen, und es wird nur verhältnismäßig wenig davon verkauft. Es steht also augenblicklich ziemlich schlecht; aber verliere darum den Mut nicht . . . Liebstes Hedchen, wenn Du mich nur lieb behältst, dann kann mich kein Schicksalsschlag niederschmettern. Verlaß mich jetzt nicht. Deine Liebe ist mein Trost und mein Stern, zu dem ich jetzt aufschaue . . ."

Die schweren Fehler Dr. Kochs

Koch eilt nicht nach Berlin, um seinen Gegnern Paroli zu bieten. Er bleibt in Kairo, wartet ab, wie die Würfel fallen werden. Endlich am 20. März 1891 ein Telegramm des Schwiegersohns: Die Budgetkommission des Landtags hat die Mittel für den Weiterbau des Instituts in der Charité bewilligt. Jetzt nimmt Koch von Alexandrien den nächsten Lloyd-Dampfer nach Triest.

Einer der ersten Kollegen, denen Koch in Berlin begegnet, ist Geheimrat Ernst v. Bergmann. Immer noch erschüttert, berichtet Bergmann vom Schicksal der Anna Buss, von den festgestellten Gefahren und Unzulänglichkeiten des Tuberkulins. Er fordert von Koch die Sektions-Protokolle der Meerschweinchen, an denen die Heilwirkung des Tuberkulins zuerst festgestellt worden ist.

Doch Robert Koch muß gestehen, daß es keine Protokolle gibt.

„Sie haben seziert und keine Protokolle geführt?" fragt Bergmann ungläubig.

Robert Koch ist zu einem zweiten Geständnis gezwungen: Er hat die Meerschweinchen, die er für geheilt ausgab, überhaupt nicht seziert. Er hat ihre Temperatur gemessen und sie normal gefunden. Er hat ihre Ausscheidungen auf Tuberkel-Bazillen untersucht und keine entdeckt. Er hat die Drüsen abgetastet und keine Schwellungen festgestellt. Damit stand für ihn fest, daß „der tuberkulöse Krankheitsprozeß zum Stillstand gekommen" sei. Keine einzige Lunge hat er unters Mikroskop genommen, keine der verborgenen Lymphdrüsen. Auf Grund einer äußerlichen Untersuchung war das Tuberkulin in die Welt gesetzt, ein Sturm von Hoffnungen entfacht worden.

Stumm wendet v. Bergmann sich ab. Für ihn ist in dieser Stunde der Glaube zerbrochen, daß dieser große Forscher Robert Koch auch ein großer Arzt ist.

Doch der Kampf um das Tuberkulin ist damit nicht zu Ende. Er wird anhalten, bis er durch neue, chemische Mittel gegenstandslos wird.

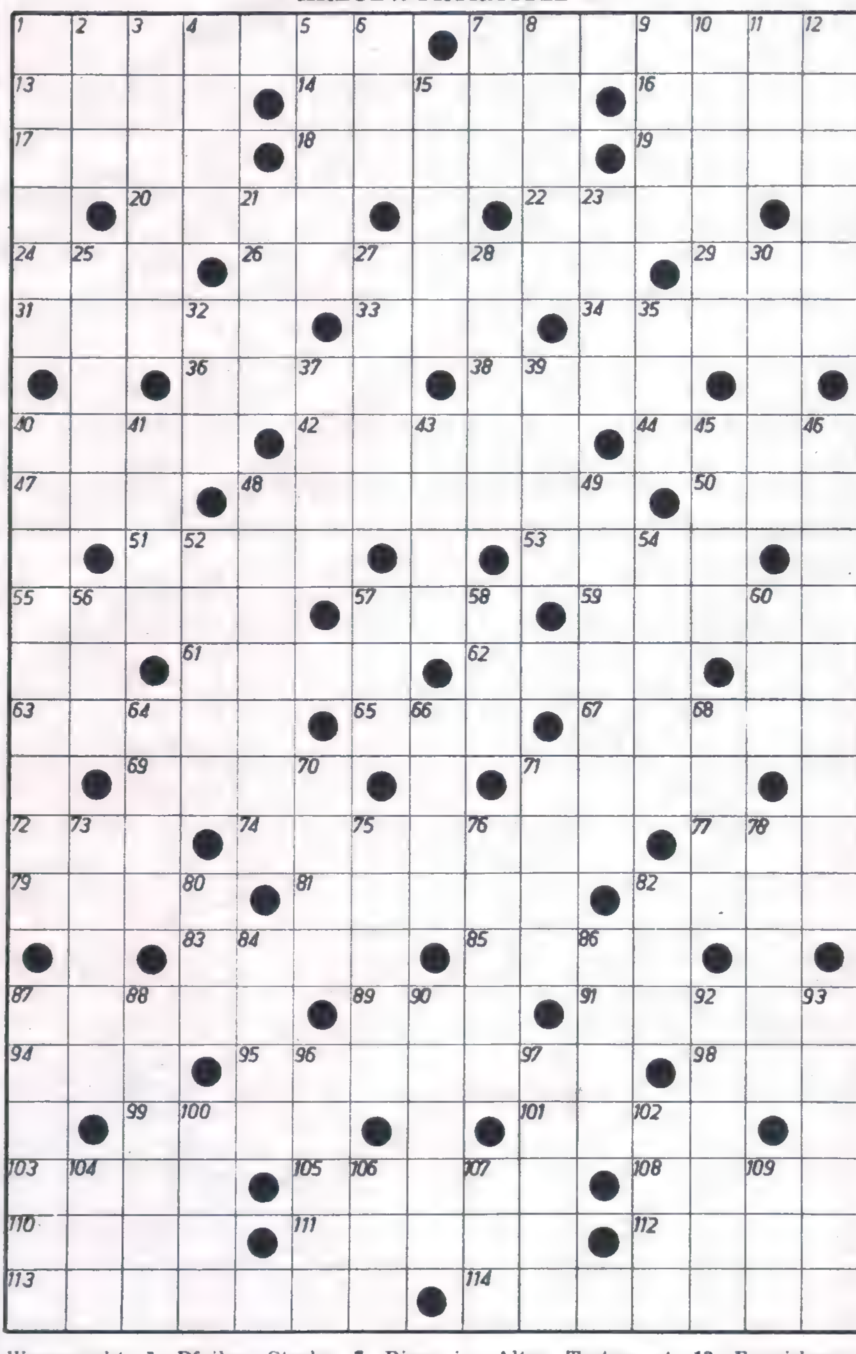
Als Mittel zur sicheren Erkennung der Tuberkulose aber wird das Tuberkulin immer seine Bedeutung behalten. Und der Nimbus des Forschers Robert Koch wird aus der Katastrophe von 1890/1891 ungetrübt hervorgehen. Koch wird sich im Jahre 1893 von seiner Frau Emmy scheiden lassen und ihr eine großzügige finanzielle Sicherheit schaffen. Er wird Hedwig Freiberg heiraten und ihr bis zum Tod treu bleiben . . .

Doch vorher wird in Berlin ein zweiter, nicht weniger heftiger Sturm losbrechen. Diesmal geht es nicht um die Tuberkulose, sondern um den Würgeengel der Kinder, die Diphtherie. Im Kochschen Institut für Infektions-Krankheiten in der Charité und in der Charité-Kinderklinik wird sich dieser Kampf abspielen.

Im nächsten Heft:

Erst Lieblingsschüler, dann Todfeind

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: **1.** Pfeiler, Strebe, **7.** Riese im Alten Testament, **13.** Erquickung, **14.** Dorfbarbier, **16.** Waldtiere, **17.** Aristokratie, **18.** weibliche Figur aus Schillers „Don Carlos“, **19.** spanischer Frauenname, **20.** Feldrand, **22.** Seinezufluß, **24.** künstliche Weltsprache, **26.** Lieferung, **29.** Abschiedswort, **31.** Schmetterling, **33.** nordische Münze, **34.** entziffern, **36.** Kammacher, **38.** nordische Göttin der Jugend, **40.** Tanzmädchen, **42.** Dorfwiese, **44.** Gemse (mundartlich), **47.** Staatenbund, **48.** übervorteilen, **50.** Tierwohnung, **51.** sagenhafter Wunderkelch, **53.** Backhilfe, **55.** Samen ausstreuen, **57.** germanische Gottheit, **59.** Rohkost, **61.** Lebenszeichen, **62.** Frauenname, **63.** Antillen-Insel, **65.** Rheinzufluß, **67.** Abscheu empfinden, **69.** Erbfaktoren, **71.** weiches Schwermetall, **72.** japanischer Staatsmann (1841—1909), **74.** Fabeltier, **77.** nein (lateinisch), **79.** Reizleiter, **81.** Männername, **82.** Bewohner eines baltischen Landes, **83.** Menschenfresser im Märchen, **85.** Staatshaushalt, **87.** Schülerausdruck für die Schule, **89.** unbestimmt, ungewiß, **91.** inneres Organ, **94.** englische Biersorte, **95.** amerikanische Großstadt, **98.** Papagei, **99.** Herrscherkaste im alten Peru, **101.** Nadelloch, **103.** räumliche Begrenztheit, **105.** hochgelegenes trockenes Land, **108.** veraltet für: Ameise, **110.** Wasserstrudel, **111.** Ertrag, **112.** Schilf, Röhricht (niederdeutsch), **113.** separat, allein, **114.** mäßig langsames Tonstück.

Senkrecht: **1.** Edelmetall, **2.** langweilig, **3.** Oper von K. M. v. Weber, **4.** Schlußzeichen in den Psalmen, **5.** Flachland, **6.** Nebenfluß der Donau, **7.** Gallertmasse, **8.** Sternbild, **9.** Regenbogenhaut des Auges, **10.** trojanischer Sagenheld der Ilias, **11.** englischer Artikel, **12.** deutsches Bundesland, **15.** Blütenstand, **21.** Berg bei Innsbruck, **23.** Schneehütte der Eskimos, **25.** Arzneimenge, **27.** nordische Schicksalsgöttin, **28.** Erzengel, **30.** Haut (griechisch), **32.** Strom in Afrika, **35.** schmal, **37.** englischer Adeliger, **39.** Kniff, Kunstgriff, **40.** Bon, **41.** Wut, **43.** Trinkgefäß, **45.** Bruder des Kain, **46.** helle, kernlose Rosine, **48.** Holzpantoffel, **49.** Kraut mit Brennhaaren (Mehrz.), **52.** Straftaten, **54.** Raubvogel, **56.** indische Münze, **57.** Freund (französisch), **58.** Passionsspielort, **60.** Speisefisch, **64.** russischer Männername, **66.** Nebenfluß des Rheins, **68.** Zahlwort, **70.** Nadelbaum, **71.** Bäckereierzeugnis, **73.** Stadtteil von Berlin, **75.** Riviera-Kurort, **76.** See in Karelien, **78.** Schlange, **80.** Adelsprädikat, **82.** Tanzfigur, **84.** eitler Mensch, **86.** Heilpflanze, **87.** Hostienteller, **88.** schrägen, **90.** Urkunden, Schriftstücke, **92.** Teil der Stadt Wuppertal, **93.** Feuerwerkskörper, **96.** Niederschlag, **97.** Germanenstamm, **100.** Pelzart, **102.** Gemahlin des Zeus, **104.** persische Rohrflöte, **106.** Hausflur, **107.** Abkürzung für: Santa, **109.** Ausdruck beim Tennis.

VERSCHMELZRÄTSEL

Rum+Erle+Mit	= Nagetier
Fee+Geiz+Run	= Schädlinge
Tegel+Tang+Nil	= Musikkneipe
Putte+Fan+Or	= Niederschlag
Linie+Geis+He	= frostige Maitage
Pelz+Ar+Nu	= Salatpflanze
Ase+Amt+Inn	= australische Insel
Rock+Leo+Hila	= Trinker
Pilz+Gral+Rer	= österreich. Dichter

Diese Dreiergruppen verschmelze man miteinander und bilde aus ihnen Wörter nebenstehender Bedeutung. Richtig gelöst ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter einen Gedenktag besonderer Art.

SILBENRÄTSEL

a — ah — bo — bro — bron — bus — cha — chi — da — da — de — de — di — di — e — e — e — e — e — e — e — ein — el — el — en — en — fek — fen — fi — fir — ge — gran — her — hi — in — is — kaufs — ko — korb — la — le — li — li — li — lo — ma — me — mi — mi — mi — mo — mud — ne — ne — nen — ni — nim — nis — no — no — non — on — os — pa — pi — pi — ra — rak — ret — ri — rich — ru — rum — sa — sens — sto — sur — tal — te — ter — ti — tich — tor — u — ul — um — vi — waa

Aus diesen Silben bilde man 30 Wörter, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Verszeile aus einem Gedicht von Schiller ergeben (ch = 1 Buchst.).

1. Salatpflanze, 2. germanische Stammesgruppe, 3. indonesische Währungseinheit, 4. tropisches Harz, 5. Raum im röm.-irischen Bad, 6. Anstand, Schicklichkeit, 7. arab. Staat, 8. türk. Titel, 9. Schutzanstrich, 10. schmeckt gut zum Bier, 11. Frühlingsblume, 12. Thronräuber, 13. span. Strom, 14. Unsinn, 15. Oper von Rich. Strauß, 16. Ansteckung, 17. weibl. Figur aus „Don Carlos“, 18. Zierarbeit aus feinem Draht, 19. hinterindisches Königreich, 20. jüd. Gott, 21. Wesensart, 22. jüd. Gesetzbuch, 23. kirchl. Sonntag, 24. Regenwolke, 25. männl. Vorname, 26. Wanderhirt, 27. bibl. König, 28. Tierkreiszeichen, 29. Haushaltsgegenstand, 30. Luftröhrenäste (hier gelten der erste und die zwei letzten Buchstaben).

SILBENENTNAHME

Hadubrand — Mauersegler — Schwalbennest — Standesherr — Gelichter — Dasselfliege — Frikadelle — Eberesche — Feldhüter — Immergrün — Apfelblüte — Gartenlaube — Dampferfahrt — Sumpfschnepfe — Dieselmotor — Voltaire — Wildleder — Weltrekord.

Jedem dieser Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Hat man die richtigen gefunden, so ergeben sie, hintereinandergelesen, eine Strophe aus dem Gedicht „Mailied“ von Goethe.

WARNUNG IM MOSAIK



Die Mosaiksteinchen, richtig aneinandergereiht, ergeben einen Spruch von Friedrich Nietzsche.

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 18

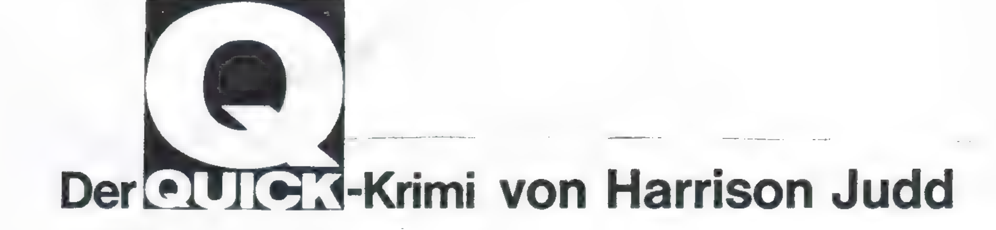
KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht:* 1. Jägerei, 8. Aal, 11. Luv, 14. Othello, 16. Od, 17. Boa, 18. k. o., 19. Holle, 21. As, 22. Nänien, 23. Ameise, 25.Ill, 27. nie, 28. Nord, 29. et, 30. Nab, 31. du, 33. Leo, 35. Sela, 36. Poe, 37. Kleie, 38. Wega, 40. Eris, 41. Raabe, 42. Ozelle, 43. Jeton, 45. Zeh, 47. Lethe, 50. Funk, 52. Liebe, 54. Fliegen, 55. Daimler, 57. selig, 58. Kerne, 60. Ra, 61. Aera, 63. Efendi, 65. Senf, 67. Novene, 70. Ree, 71. Dr., 72. Ruf, 73. Gras, 74. Wurm, 77. Re, 78. Asta, 80. Pas, 81. Ehe, 83. Ai, 84. no, 86. Tee, 87. one, 88. Narr, 89. Ton, 90. Ball. — *Senkrecht:* 1. und 13. Johann Wolfgang von Goethe, 2. Atom, 3. Ehlers, 4. Gel, 5. el, 6. Eosin, 7. Ion, 8. Adalbert, 9. Abend, 10. Loni, 11. Laie, 12. Ukelei, 15. Lätare, 20. Esel, 24. Ideal, 26. Laos, 32. Ulan, 33. Lebzelter, 34. Fez, 36. Pi, 37. Kaolin, 39. Getier, 40. Elegien, 43. Junker, 44. enden, 46. Eber, 48. Else, 49. Hel, 50. Fegfeuer, 51. Karde, 53. im, 56. Raffael, 59. Esra, 62. äsen, 64. Iden, 66. Nute, 68. Oran, 69. Vase, 75. rar, 76. mit, 77. Rho, 79. Sta., 80. Po, 82. ha, 85. Ob. — Gezeichnete Linie: „Die Leiden des jungen Werthers.“

SILBENRÄTSEL: 1. Lebkuchen, 2. Egerling, 3. Initiale, 4. David, 5. Iglu, 6. Sardanapal, 7. Trinidad, 8. Stierkalb, 9. Trense, 10. Epilog, 11. Triangel, 12. Sägemühle, 13. Verdi, 14. Olifant, 15. Narzisse, 16. Utrecht. — „Leid ist stets von Ungeduld begleitet.“

GLEICHUNG: (Scheibe — Eibe) + (Neger — Ger) + (Egon — on) + [Löcher — (Herder — der)] + (Kalb — Alb) + [Chenille — (Iller — r)] = „Schneeglöckchen“.

FÜLLRÄTSEL: 1. Edelweiß, 2. Reinette, 3. Lienhard, 4. Amnestie, 5. Norwegen, 6. Gotthelf, 7. Eisleben, 8. Narzisse = „Erlangen“.

SYMMETRISCHER RÖSSELSPRUNG: „Wenn jemand überall Schmutz sieht, liegt es wohl an seinen Augengläsern.“



Der QUICK-Krimi von Harrison Judd

✱ DAS OPFER: Kitty Dorgan, zehn Jahre alt. Ein Sexualverbrecher hat das Kind in Los Angeles ermordet. Und nur ein Mensch hat den Täter gesehen:

✱ DER KRONZEUGE: Chemie-Professor Griffith. Aber er ist seiner Sache nicht mehr sicher — nicht so sicher, daß er ein Todesurteil verantworten kann. Griffiths Tochter Grace merkt, daß ihr Vater von Tag zu Tag nervöser wird ...

✱ DER ANGEKLAGTE: Bankpräsident Neil Morrison. Er ist angesehen und durch seine Beziehungen allmächtig. Morrison — ein Sexualverbrecher? Nicht zu glauben! Er kämpft mit allen Mitteln um einen Freispruch. Dabei hilft ihm ...

✱ DER VERTEIDIGER: Rechtsanwalt Phil Tomlin. Er hat nicht den besten Ruf, denn er ist skrupellos in seinen Methoden. Sein erbittertster Gegenspieler:

✱ KRIMINAL-SERGEANT Casey Cole. Nach seiner Zeugenaussage im Prozeß sucht er nach weiterem Beweismaterial. Er erfährt, daß Morrison als ehrenamtlicher Lehrer einer Sonntagsschule die Ermordete gut gekannt hat. Und in Los Pinos, Morrisons Geburtsort, bekommt er noch mehr heraus: Das Messer, mit dem Kitty ermordet wurde, gehört Morrison. In der Hotelhalle spricht ihn ein Unbekannter an: „Ich kann Ihnen etwas erzählen, Sergeant, von Neil Morrison ..." flüstert er ängstlich.

Sergeant Casey Cole nahm zwei, drei Stufen auf einmal. Hinter seinem geheimnisvollen Besucher her stürmte er die Hoteltreppe hinauf — neugierig, gespannt, erregt. Jetzt schien wahr zu werden, was er die ganze Zeit schon gehofft hatte: daß endlich ein Mensch in diesem Allerweltsnest Los Pinos aus der Reihe tanzte und Präsident Neil Morrison nicht nur als harmlosen Engel hinstellte.

„Kommen Sie hier rein", sagte Casey zu dem Unbekannten. Er öffnete die Tür seines Zimmers und schob den Besucher hinein: einen älteren Mann mit gelichtetem Haar, faltigem Gesicht und trüben Augen.

„Mein Name ist Artie Caine", sagte der Mann. „Hier sind wir doch ungestört?"

„Keine Angst!"

Casey deutete auf eine Flasche Whisky, die auf dem Nachttisch stand. Caine nickte begeistert, er hatte nichts gegen einen Drink. Der Sergeant schenkte zwei Gläser randvoll und gab eines davon seinem Gast. Dann setzte er sich aufs Bett und gönnte sich selber einen tüchtigen Schluck.

„Wissen Sie, auf das, was Neil Morrison jetzt verbrochen hat, habe ich schon immer gewartet", begann Caine. „Vielleicht hat er es schon ein paarmal getan — es ist nur nie herausgekommen. Als wir noch in die Schule gingen, Neil und ich, war er der größte Draufgänger im Ort. Hinter jedem Rock war er her. Ich hatte damals eine Freundin, das hübscheste Mädel, das Sie sich denken können. Loretta hieß sie, und wenn ich sie geheiratet hätte, wäre mein Leben ganz anders geworden ..."

„Neil hat sie Ihnen ausgespannt?"

„Das wäre keinem gelungen. Nein, viel gemeiner. Er hat sie vergewaltigt."

„Und warum hat man ihn nicht angezeigt?"

„Weil Loretta davongelaufen ist. Sie schämte sich zu Tode und ging nicht wieder nach Hause. Ich wollte Neil damals umbringen, aber es hätte ja doch keinen Sinn mehr gehabt."

„Sagen Sie — ist sie nur verschwunden? Oder hat er sie etwa auch umgebracht?"

„Nein, nein! Nur verschwunden. Sie hat später ihren Eltern ein paarmal geschrieben. Sie wollte aber nie mehr hierher nach Los Pinos kommen. Und so unternahm niemand etwas gegen Mor-



rison. Aber ich habe mir geschworen, ihm das eines Tages heimzuzahlen."

„Sie wissen, daß er unter Mordverdacht verhaftet ist? Daß die Verhandlung gegen ihn schon begonnen hat?"

„Alle Leute hier wissen das. Aber ich kann Ihnen noch was erzählen: Als Neil damals von hier verschwand, war's allerhöchste Zeit: Der Sheriff war nämlich hinter ihm her. Neil hatte ein sechsjähriges Mädchen in den Wald gelockt und dort belästigt. Das wußte auch jeder im Ort. Aber die Eltern taten alles, um die Sache zu vertuschen. Neil ist dann abgehauen, weil er genau wußte, daß er zu weit gegangen war."

„Mit andern Worten: Er verschwand, weil ihm der Boden hier zu heiß geworden war."

„So ist es. Genau so. Aber seit zwanzig Jahren sind diese Geschichten hier vergessen. Wenigstens von denen, die nicht wie ich unmittelbar davon betroffen waren. Neil fing nämlich an, im Ort den Wohltäter zu spielen. Die Bibliothek zum Beispiel hat er gebaut und das kleine Krankenhaus."

„Sie sind sich doch klar darüber, was er damit erreichen wollte? Er war ein großer Mann geworden und konnte keine dunkle Vergangenheit brauchen. Er wollte sich eine weiße Weste kaufen."

„Hat er ja auch prompt erreicht. Kurz bevor Sie hier auftauchten, wurde an allen Stammtischen ausgemacht, man solle kein abfälliges Wort über Neil Morrison äußern. Meine Frau hat mir gedroht, mich aus dem Haus zu weisen, wenn ich etwas über Loretta und ihre Geschichte mit Neil erzählen würde. Aber das ist mir ganz egal. Hätte ich doch die Sache damals schon erzählt, dann wäre das kleine Mädchen in Los Angeles heute noch am Leben."

„Vielleicht", sagte Casey. „Aber Sie können jetzt alles gutmachen: Fahren Sie mit mir nach Los Angeles und geben Sie Ihre Aussage zu Protokoll."

„Nein, Sir. Nein, das mache ich nicht. Und wenn Sie mich dazu zwingen, leugne ich alles ab. Ich habe hier einen guten Posten und finde nirgends einen besseren. Ich wollte Ihnen nur einen Tip geben. Wenn Sie ihn verwerten können, soll's mir recht sein. Aber in den Zeugenstand bringen Sie mich nicht."

„Wie hieß Loretta mit Nachnamen?"

„Greenwood."

„Könnten ihre Eltern mir helfen?"

„Sie sind tot. Auch alle andern Verwandten. Niemand in Los Pinos weiß, wo sie steckt."

„Und die Eltern des sechsjährigen Mädchens, das Morrison damals belästigt hat?"

„Sind bald darauf weggezogen. Niemand weiß wohin. Die können Ihnen also auch nicht weiterhelfen."

„Aber Loretta vielleicht", dachte Casey laut. „Ob man sie irgendwo auftreiben kann? Und wie ist's mit den andern Leuten hier im Ort? Glauben Sie nicht, daß jemand bereit ist, in den Zeugenstand zu treten?"

„Ausgeschlossen! Neil hat hier schon so viel Geld gespendet — und wenn er erst aus dieser Geschichte raus ist, wird er bestimmt noch viel großzügiger sein. Damit rechnet jeder hier im Ort. Nein, Sergeant Cole, hier werden Sie keine Unterstützung finden. Meine Frau zum Beispiel, die sitzt jetzt mit einem halben Dutzend anderer Frauen beim Kaffee-

von, daß seine Aussage nicht viel nützt, solange das Mädchen, das jetzt eine Frau von fünfundfünfzig sein muß, nicht gefunden ist."

„Du mußt sie suchen, Casey."

„Das habe ich auch vor. Aber sag mal: Hast du schon was gegessen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin die ganze Zeit über im Hotel geblieben, um dich ja nicht zu verfehlen."

„Los! Dann ab ins Restaurant!" Casey half ihr in die Jacke. Dann gingen sie hinunter in die Halle.

In einem tiefen Sessel räkelte sich ein Mann in einem grauen Straßenanzug und las Zeitung. Sie verdeckte sein Gesicht fast völlig. Casey sah ihn kurz an. Uninteressant — fand er.

Im Restaurant setzten sie sich in eine Nische. Vielleicht lag es an Graces Charme oder ihrer Erscheinung — jedenfalls sah das Essen diesmal ganz passabel aus. Beim Dessert kam Casey wieder auf sein Thema:

„Es hat nicht mehr viel Zweck, hier herumzuschnüffeln, aber ein Eisen habe ich doch noch im Feuer. Bei einem Kaffeekränzchen habe ich die Farbfotos von Kitty Dorgans Leiche verteilt. Vielleicht wirken sie besser als alles Gerede."

Grace senkte die Augen. „Wenn ich an das kleine Mädchen denke, sehe ich ein, daß das alles sein muß. Auch das, was Daddy jetzt durchmacht."

„Ja. Hoffentlich bekommt er bald wieder seine Ruhe. Vielleicht sollte ich den Mann, der mir von Neil Morrisons Vergangenheit erzählte, doch vorladen. Man kann ihn zum Sprechen zwingen. Übrigens habe ich auch die Herkunft des Messers entdeckt, mit dem Morrison die Kleine erledigt hat."

„Was? Das ist doch ein ganz wichtiger Punkt?"

„Ja. Aber nur, wenn ich die Dame, die ihm das Messer schenkte, vorlade. Seine eigene Tante. Eine liebe alte Dame, die Morrison für den erfolgreichsten und besten Menschen der Welt hält. Sie hat ihn aufgezogen — und jetzt bedeutet er für sie das ganze Leben." Er trank seinen Kaffee aus. „Jetzt könnte ich einen Drink brauchen. Hier gibt es bestimmt nichts Gescheites, aber ich habe noch eine Flasche in meinem Zimmer. Hast du Lust?"

„Vielleicht!" sagte sie mit einem hinterlistigen Lächeln. „Du weißt doch, was sich gehört?"

„Ich garantiere für gar nichts", sagte er lachend und zog den Tisch näher zu sich heran, damit sie besser aufstehen konnte. Er zahlte an der Theke und kaufte noch vier kleine Flaschen Ginger Ale.

Oben im ersten Stock sah er im Türspalt des benachbarten Zimmers Licht, hatte es aber im nächsten Moment schon vergessen.

Im Flur meinte Grace: „Casey, mein Zimmer ist gleich da drüben. Ich möchte mich noch ein bißchen frisch machen. Darf ich?"

„Natürlich."

Voller Ungeduld wartete er auf sie. Er war selig über ihre Anwesenheit in Los Pinos und wünschte doch, sie wäre nicht hier. Sie lenkte ihn von seiner Arbeit ab. Aber das würde wohl immer so sein; und er hatte sich nun einmal vorgenommen, sie zu heiraten, sobald der Fall Morrison geklärt war. Wenn er je geklärt würde und — wenn sie ihn überhaupt heiraten wollte.

Er ging zum Nachttisch hinüber und füllte die Gläser.

Grace hatte sich schön gemacht und duftete bezaubernd. Unbefangen trat sie auf ihn zu und nahm ein Glas in die Hand.

Er trank und sagte ein bißchen unbeholfen: „Hier im Ort ist nicht viel los."

Sie sah sich im Zimmer um. „Es ist doch alles da, was wir brauchen, Casey."

„Das nennt man die große Versuchung", murmelte er.

Sie stellte ihr Glas auf den Nachttisch und zog die Schuhe aus. „Solange der Prozeß läuft, darf man uns nicht zusammen sehen, hast du mir einmal gesagt. Sonst würden Morrisons Anwälte sofort behaupten, wir steckten unter einer Decke. Aber das gilt doch nur für Los Angeles und nicht für hier! Also — auf was wartest du noch?"

Er nahm sie wortlos in die Arme. Da sie keine Schuhe anhatte, mußte er sich hinunterbeugen, um sie zu küssen.

Er löste sich von ihren Lippen und sagte ihr leise ins Ohr: „Und das ist alles erst der Anfang. Es geht weiter . . ." ➜

Soll ich der Henker sein?

„. . . wie man es in jedem Roman nachlesen kann." Sie lächelte .

„Du hast einen Schwips, Grace. Aber ich finde dich süß."

„Ich kann dich nicht leiden, wenn du soviel redest. Und das Licht ist mir auch zu hell."

„Ich will dich aber nicht aus meinen Armen lassen. Komm, rück ein bißchen rüber." Er zog an der Schnur des Lichtschalters und sagte dann leise ins Dunkel: „Besser. Viel besser."

„Pst!" flüsterte sie.

Später richtete sich Grace ein wenig auf und sah ihn lächelnd an. „Jetzt hast du mich in Schimpf und Schande gebracht. Oder heiratest du mich?"

„Auf jeden Fall. Aber nur, wenn du nicht so viel fragst wie jetzt."

Sie merkten nicht, wie die Zeit verging. Sie vergaßen Los Angeles, Los Pinos — und zu allererst den Mordfall Morrison . . .

★

Der Teppich reichte nicht bis zur Tür. Deshalb hörte man deutlich, daß der Zimmerschlüssel auf den Fußboden fiel. Casey sprang mit einem Satz auf und schlich zur Tür. Das Licht knipste er nicht an.

Irgend jemand hatte den Schlüssel aus dem Schloß gestoßen und steckte jetzt von draußen leise einen andern hinein. Casey drückte sich mit dem Rücken an die Wand und wartete.

Obwohl es dunkel war im Zimmer, konnte er erkennen, daß sich Grace aufsetzte und die Bettdecke über sich zog. Sie hatte Angst und zeigte sie ganz offen.

Der Schlüssel drehte sich im Schloß, die Tür öffnete sich einen Spalt weit — Casey duckte sich zum Sprung. Dann wurde die Tür plötzlich weit aufgestoßen, ein Mann stürzte herein und richtete eine Kamera aufs Bett.

Als Casey gerade zum Schlag ansetzte, erhellte ein Blitzlicht das ganze Zimmer. Er ärgerte sich, weil er an diese Möglichkeit nicht gedacht hatte.

Seine Faust schoß ziellos nach vorne, weil er durch das Blitzlicht geblendet war. Sie traf aber doch ein Gesicht und löste einen wilden Schrei aus. Im gleichen Moment sah Casey einen Mann, der draußen im Flur geblieben war und jetzt in großen Sätzen davonsprang. Casey ließ ihn laufen und trommelte weiter auf den Fotografen ein.

Da der Mann seine Kamera mit beiden Händen festhielt, hatte Casey leichtes Spiel. Er schlug so lange zu, bis der Unbekannte die Kamera schützend vor den Magen hielt.

Damit war sein Gesicht wieder frei, und Casey konnte eine Linke am Kinn landen. Der Mann knallte mit dem Hinterkopf an die Wand und ging langsam zu Boden. Casey packte mit beiden Händen die Kamera, hob sie hoch und suchte nach einer harten Kante, wo er sie zerschlagen konnte.

„Nein! Bitte nicht, Mister . . ." bettelte der Mann auf dem Fußboden.

Er wimmerte so erbärmlich, daß Casey einhielt.

Langsam rappelte sich der Mann hoch.

„Danke", japste er keuchend. „Vielen Dank, Mister. Ich hätte Monate oder noch länger gebraucht, bis ich mir wieder eine hätte kaufen können . . ."

„Bevor ich dich zu Brei zerstampfe, und die Kamera auch — raus mit der Sprache! Was soll das alles?"

Der Mann zog ängstlich die Schultern hoch. „Wenn Sie es unbedingt wissen wollen — bitte: Ein Privatdetektiv hat mir den Auftrag gegeben, von Ihnen beiden ein Foto zu machen. Im Bett oder auf dem Stuhl oder irgendwo — egal, wenn Sie nur beisammen sind. Einer von Ihnen ist verheiratet, hat er gesagt — und dem will man tüchtig einheizen."

„Und du bist Fotograf?"

„Ich habe ein kleines Atelier, ja. Der Bursche hatte es verdammt eilig und bestellte mich hierher. Ins Zimmer nebenan."

Casey fiel das Licht im Türspalt ein. „Weiter!"

„Er sagte, er habe Sie und Ihre Pup... eh, die junge Dame beobachtet. Dann warteten wir ab, bis es soweit war."

„Ein schmächtiger Kerl in einem grauen Straßenanzug?"

„Ja. Ganz recht."

„Er ist Privatdetektiv?"

„Ja. Er hat mir seine Zulassung gezeigt. Den Namen habe ich vergessen. Ich wollte von der ganzen Sache überhaupt nichts wissen. Das war für mich auch das erste und das letzte Mal, daß ich mich auf so etwas einlasse. Von mir aus kann jeder Seitensprünge machen, wie er will."

„Moment mal. Die junge Dame ist nicht verheiratet, und ich genauso wenig. Und keiner von uns hat Grund zur Eifersucht. Im Gegenteil, wir wollen bald heiraten — auf die Idee sind Sie natürlich nicht gekommen, was?"

Der Fotograf machte große Augen. „Meine Güte! Dafür verspreche ich Ihnen aber, für Sie einzutreten, wenn Sie den Detektiv erwischen. Er ist aus Los Angeles. Das stand auf seiner Zulassung."

„Was nützt das?" sagte Casey. „Haben Sie einen Wagen dabei?"

„Er steht vor der Tür."

„Dann nichts wie ab mit Ihnen und nach Hause. Und behalten Sie die Geschichte gefälligst für sich! Wenn jemand fragt — Sie waren überhaupt nicht hier. Klar?"

„Vielen Dank!" sagte der Fotograf ehrlich erleichtert. „Und entschuldigen Sie vielmals. Und der jungen Dame danke ich auch." Er wagte nicht, zu Grace hinüberzuschauen.

„Keine Ursache!" murmelte Grace.

Der Fotograf nahm seine Kamera unter den Arm und verschwand. Casey ließ sich auf einen Stuhl fallen. Grace sah ihn

Casey lächelte ein bißchen gequält. „Ich muß mich doch wundern, Miss Griffith! Sie nehmen alles so leicht, als seien Sie . . ."

„Schon die Frau eines Sergeanten?"

„Ich gebe mich geschlagen! Aber, Grace, wir dürfen die Sache nicht ganz so leicht nehmen. Sie hat auch Schattenseiten. Morrison wird wirklich alles tun, um uns fertigzumachen!"

Sie sah ihn besorgt an. „Casey, du glaubst doch nicht, daß er uns umbringen lassen will?"

„Einem Mann, der um sein Leben kämpft, ist jedes Mittel recht. Morrison weiß ganz genau, daß ich von seiner Schuld absolut überzeugt bin. Um sich zu retten, wird er keine Sekunde zögern, mich umzubringen — mich und jeden andern, der ihm in die Quere kommt."

„Aber damit fällt er doch selber herein!"

„Wenn er ein Foto von heute nacht erwischen würde, hätte er keinerlei Schaden davon. Sein Verteidiger würde das Bild vorlegen und damit beweisen, daß wir gemeinsame Sache machen. Meine Aussage würde man als befangen ablehnen."

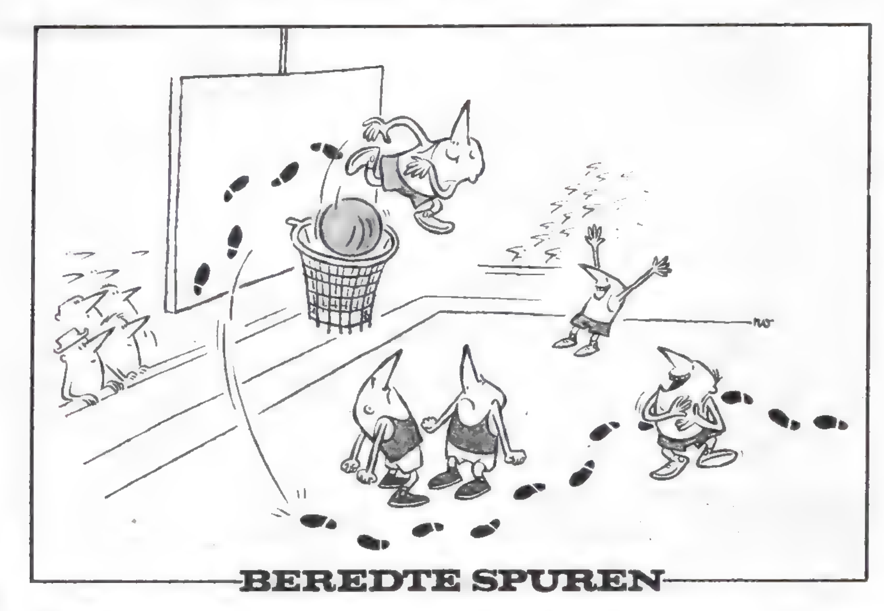
Sie legte die Arme um seinen Hals. „Ich weiß, es steht schlimm um uns, Lieber. Aber ich bin trotzdem froh."

„Aber wir dürfen nicht länger zusammenbleiben."

„Ich gehe jetzt ganz leise in mein Zimmer hinüber."

Er zog sie an sich und küßte sie. Aber er war nicht mehr ganz bei der Sache. Seine Worte hatten wenig mit Küssen und Liebe zu tun:

„Morrison läßt mir keine Ruhe. Versteh mich richtig, Grace. Ich muß mir einen Plan ausdenken, wie ich ihm diesen Zwischenfall heimzahlen kann. Ich habe ihn schon immer gehaßt, aber jetzt, nachdem er sich noch in mein Privatleben einmischt und auch noch dich in den Fall hineinzieht, jetzt kann er was erleben! Bitte, geh in dein Zimmer, Liebes. Wir müssen vorsichtig sein. Der



BEREDTE SPUREN

von der Seite an. Plötzlich ließ sie die Bettdecke, die sie krampfhaft festgehalten hatte, los und brach in schallendes Gelächter aus.

Casey blickte sie erst erstaunt an, dann setzte er sich zu ihr, nahm sie in den Arm und lachte mit.

Als sie endlich wieder sprechen konnte, meinte sie: „Du warst prächtig! Ein richtiger Mann! Und dabei ein vollendeter Kavalier. Und vielen, vielen Dank, Lieber, daß du dem Kleinen die Kamera nicht ruiniert hast."

„Vielleicht hätte ich ihn umgebracht, den Kerl", grinste Casey. „Aber ich wollte ihn loshaben, bevor er erfährt, wer wir wirklich sind."

„Was hältst du von dem Detektiv, der ihn engagiert hat?"

„Den hätte ich mit wahrer Wonne verdroschen! Du kannst dir denken, wer hinter all dem steckt?"

„Morrison und seine Leute."

„Er selber oder sein Verteidiger hat diesen Privatdetektiv engagiert, um dich zu beschatten. Dieser Schnüffler weiß genau, wer du bist, und hat auch mich sofort erkannt. Sicher hat er dich gesehen, als du in mein Zimmer gingst. Verdammt, das ist wirklich eine blöde Geschichte . . ."

„Ach du meine Güte! Ich bin ja direkt kompromittiert!"

verdammte Detektiv kann jeden Moment zurückkommen."

„Bitte, wirf erst einen Blick in den Flur", bat sie. „Ich möchte dem Mann nicht begegnen, sonst kratze ich ihm die Augen aus."

Casey ging zur Tür und sah in den schwachbeleuchteten Flur hinaus. Dann gab er ihr ein Zeichen. Sie ging an ihm vorbei, drehte sich aber noch einmal um und flüsterte ihm lächelnd zu: „Gute Nacht, mein lieber Liebster! Es war wunderschön bei dir, jede Sekunde und — ich liebe dich."

Er sah ihr nach, als sie noch einmal winkte und dann hinter ihrer Zimmertür verschwand. Plötzlich merkte er, daß er sehr wenig anhatte. Schnell machte er die Tür zu, setzte sich auf das Bett und rauchte noch ein halbes Dutzend Zigaretten, bevor er sich todmüde aufs Bett legte, das immer noch nach ihrem Parfüm roch. Für ihn hatte heute nacht ein ganz neues Leben begonnen . . .

Ein energisches Klopfen an der Tür riß Casey aus dem Schlaf. Er blinzelte ins Sonnenlicht, das grell zu den Fenstern hereinfiel. Undeutlich hörte er Graces Stimme. Er zog schnell seine Hose an, ging barfuß zur Tür und ließ sie herein. Sie war zu aufgeregt, um ihm gleich erklären zu können, was los war.

Fortsetzung folgt

tele

Programm vom 11.-17. Mai

Ein kleiner Trick, wie Sie das tele Programm in QUICK schnell finden:



Am schwarzen Eck im Nu erkannt, ist tele immer rasch zur Hand

Das herzlich-heitere Leuchten einer Blumenfrau in den Augen und viel Wehmut im Herzen — so spielt Lucie Englisch ihre Rolle in dem Münchner Volksstück „Graf Schorschi" (12. Mai, 20.20 Uhr, 1. Programm). Denn diese Rolle der Blumenfrau Walburga war der Parade-Part der unvergessenen Urmünchnerin Liesl Karlstadt — und Lucie Englisch war ihre beste Freundin. „Wir sind immer viel durchs alte München spazierengegangen", erinnert sich Lucie, „und bei jedem Satz als ‚Blumenfrau' mußte ich an Liesl denken. Und daran, daß sie so eine tiefe Stimme hatte, und ich habe doch eine hohe Stimme. Aber der Regisseur hat gesagt, das macht nix, wenn nur die Leut' tüchtig lachen . . ."

Zu viele Millionäre leben in Deutschland — jedenfalls zu viele für den Fernsehreporter Bernt Engelmann. In seiner TV-Reportage „Die Macht und die Herrlichkeit" (15. Mai, 20.20 Uhr, 1. Programm) berichtet Engelmann — der mit seiner Sendung über den Waffenhandel berühmt wurde — wie Deutschlands reiche Männer zu ihrem Geld gekommen sind. „Aber ich kann nur ein paar zeigen," sagt Engelmann, „eigentlich hätte ich 22 Sendestunden gebraucht — und auch dann hätte ich jedem Millionär nur fünf Sekunden widmen können."

Vor dieser Frau fühlte ich mich wie eine kleine Schauspielschülerin!" So schwärmt Ursula Herking, die „grande dame" des deutschen Kabaretts, von Tilla Durieux, der „grand old lady" des deutschen Theaters. Die beiden Damen spielen zusammen in „Nur eine Karaffe", am 15. Mai, 21.05 Uhr, 1. Programm. „Für die erste Probe hatte ich noch keinen Text gelernt", gesteht Ursula Herking. „Die Durieux konnte schon alles. Dann paukte ich mir meinen Text in einer Nacht ein. Ich schlief sogar mit dem Drehbuch unterm Kopf. Aber am nächsten Morgen im Atelier kam nur ‚heiße Luft' — alles verflogen. Bis Tilla mir zuzwinkerte — von da an klappte alles wie am Schnürchen . . ."

Genau zweimal zwölf Doppelschritte muß Mady Manstein, Kölns Ansagerinnen-As, von der Eingangspforte des WDR über die schmale Gasse mit dem schönen Namen „Unter Fettenhennen" hinweg zu einer kleinen Kneipe zurücklegen, in der sie sich so heimisch fühlt. Und in einer halben Minute kann Mady wieder im Funkhaus sein. So ist sie zum Bier und zum Fernseh-Auftritt immer noch zurechtgekommen . . .

Freitag 11. Mai

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.25 Fiesta in Mexiko; 10.55 Nur für Verliebte (Ballett); 11.25 Da Capo; 12.00 Das aktuelle Magazin

Jugendstunde
17.00 Nur für uns

17.40 Der Schatz der 13 Häuser

18.05 Programmvorschau

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Funkstreife Isar 12; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk:
18.25 Menschen im Weltraum; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Guten Appetit!; 19.30 Tödliche Töne
Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Unternehmen Kummerkasten
Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Chinesische Artistenschau; 19.20 Gestatten, mein Name ist Cox
Sender Freies Berlin:
16.30 Menschen im Weltraum; 18.20 Das Programm der kommenden Woche; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Telefonische Warnung; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Das Südwest-Magazin; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Geheimauftrag für John Drake
Westdeutscher Rundfunk:
18.40 Hier und heute; 19.15 Tödliche Töne

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Die Familie Hesselbach
Die Hochzeit
Tochter Heidi heiratet. Die Aufregung ist entsprechend. Aber nicht allein die Vorbereitungen sind die Ursache: Eine Stunde vor der Trauung bricht die Braut in Tränen aus und will nichts mehr von dieser Ehe wissen

21.20 In Sachen Warentest
Möglichkeiten der Konsumenten-Beratung

22.00 Das ungewollte Leben
Abtreibung und Geburtenkontrolle
Eine Diskussion

22.40 Tagesschau — Spätausgabe

22.50 Judo-Europameisterschaften
Aufzeichnung von den Endkämpfen am gleichen Abend in der Gruga-Halle, Essen

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 Peter von Zahn: **Musik der Neuen Welt**
Der schwarze Süden

20.50 Friedrich Hollaender erzählt
Musik und prosaische Erinnerungen aus dem Leben eines Komponisten

21.30 Ein Mädchen aus Texas
Ein Fernsehfilm aus der Kriminalserie „77 Sunset Strip"

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Für Sie notiert; 19.35 Streiflichter; 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Kurzfilm-Mosaik; 20.30 Prärie-Saloon (Musical)

SCHWEIZ 20.00 Tagesschau; 20.15 Zeitspiegel; 21.00 Aller Anfang ist leicht; 21.40 Amerikanischer Fernsehfilm

FRANKREICH 19.10 Die Menschen und ihre Berufe; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Filmfestspiele in Cannes; 21.00 Wie es euch gefällt; 21.40 Made in Japan; 22.10 Würdigung von Jean Perrin

LUXEMBURG 19.02 Al Christie's Comedies; 19.18 Magazin der Frau; 19.25 Roman der Wissenschaft: Kepler; 20.00 Nachr.; 20.30 Rendezvous in Luxemburg; 21.15 Catch; 21.35 Rufen Sie 999

Sonnabend 12. Mai

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.25 Abenteuer unter Wasser; 10.50 Musik aus Studio B; 11.35 Die fröhliche Kamera; 12.00 Das aktuelle Magazin

15.00 Schlager-Toto
Ergebnis vom 14. 4. 1962

15.15 Hätten Sie's gewußt?
Ein Fragespiel mit Heinz Maegerlein als Quizmeister

16.05 Feierabend — klein geschrieben
Der Bundesbürger nach Arbeitsschluß

17.00 Endspiel um die Deutsche Fußballmeisterschaft der Vertragsspieler

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Gestatten, mein Name ist Cox; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk:
18.25 Vater ist der Beste; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Im Land der Tiere; 19.30 Musik und gute Laune
Norddeutscher Rundfunk m[illegible] Radio Bremen:
13.00 Losbude zum kleinen Glück; 18.35 Programmhinweise; 18.45 Die Nordschau; 19.25 Das möchte ich sehen
Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Lieder aus der Küche; 19.20 Sag die Wahrheit
Sender Freies Berlin:
13.00 Losbude zum kleinen Glück; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Mutter ist die Allerbeste; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Star-Theater; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Alarm für Dora X
Westdeutscher Rundfunk:
14.00 Die Woche — Hier und heute; 18.40 Hier und heute; 19.15 Sie schreiben mit

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Der Komödienstadel
Diesmal: „Graf Schorschi" von Carl Borro Schwerla, eine heitere Verwechslungsgeschichte mit Lucie Englisch und Maxl Graf in den Hauptrollen

21.55 Tagesschau — Spätausgabe

22.05 Das Wort zum Sonntag

22.15 Europameisterschaft der Amateure in den lateinamerikanischen Tänzen
Übertragung aus Wiesbaden

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 An der Schwelle neuer Erkenntnisse
Dokumentarbericht von Ernst von Khuon

21.00 Das letzte Band
Monolog von Samuel Beckett
Mit Fritz Kortner

21.55 Märchen meines Lebens
Ein Filmbericht über Hans Christian Andersen

Ausland

ÖSTERREICH 19.00 Für Sie notiert; 19.05 Was sieht man Neues?; 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Kurzfilm-Mosaik; 20.30 Rhapsodie in Rot-Weiß-Rot; 22.40 Das letzte Band

SCHWEIZ 17.00 Studio Bellerive; 20.00 Tagesschau; 20.20 Ein bezaubernder Abend mit Robert Stolz; 21.20 Das Duell

FRANKREICH 18.15 Für die Jugend; 18.45 Lancelot; 19.25 Das Rad dreht sich; 20.00 Nachr.; 20.30 Die Kamera erforscht die Zeit: Maria Stuart; 22.00 Die Schöne und ihr Phantom; 22.30 Cabaret

LUXEMBURG 18.30 Die vier Rächer; 18.55 Sport; 19.25 Monsieur Football; 20.00 Nachr.; 20.30 Geschichten: Das blaue Band; 20.55 Stars in Pantoffeln; 21.25 Ein erstaunliches Mädchen

Sonntag
13. Mai

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.25 Weltmeister spielen Tischtennis

11.00 Fatima

11.30 Wochenspiegel

12.00 Der Internationale Frühschoppen

12.50 Programmvorschau

13.10 Magazin der Woche

Jugendstunde

14.30 Zwei junge Detektive

14.55 Der Vetter aus Dingsda
Operette von Eduard Künneke (Wiederholung)



Nach mancherlei Komplikationen sind Julia (Birgit Bergen) und der „Wandergesell" (Horst Naumann, Mitte) endlich ein Paar. Harry Wüstenhagen als „Egon" hatte von Anfang an keine Chance

17.00 Aus Luzern:
Internationales Reitturnier (CHIO)
um den Pilatus-Preis

18.00 Die Tage des Bürgers Capet
Ludwig XVI. und die Französische Revolution

18.30 Ein indisches Zaubermärchen
Von und mit Punx

19.00 Diesseits und jenseits der Zonengrenze

19.30 Die Sportschau

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Die Welt von heute — vorvorgestern gesehen
Ein Film von Walter C. Türck

20.45 Wir sind alle Mörder
Der berühmte Spielfilm von André Cayatte um das Für und Wider der Todesstrafe

22.20 Nachrichten

22.25 Judo-Europameisterschaften
Aufzeichnung von den Endkämpfen am Vorabend

2. Programm

Bayerischer Rundfunk:
19.25 Bayerischer Bilderbogen
Der arrivierte Trödelladen

20.15 Panorama

21.00 Auf der Tribüne
Übertragung einer Sportveranstaltung

Ausland

ÖSTERREICH 18.45 Scheinwerfer; 19.05 Es wird Sie sicher interessieren; 19.30 Dienst am Kunden; 20.00 Zeit im Bild, Sport; 20.30 Gespenst auf Reisen

SCHWEIZ 16.00 Internationales Hochleistungsspringen in Luzern; 18.00 Von Woche zu Woche; 18.30 Sport; 19.30 Tagesschau; 20.25 Mein ist die Rache

FRANKREICH 17.15 Oliver Twist; 18.15 Johanna auf dem Scheiterhaufen; 19.25 Inspektor Leclerc; 20.00 Nachr.; 20.45 Das Gesicht des fernen Westen; 21.45 Tagebuch einer New-York-Reise

LUXEMBURG 17.02 Geheimagent; 18.30 Wunder des Meeres; 19.00 Varieté; 19.25 Pokalkampf; 20.00 Nachr.; 20.15 Kanadische Gebirgspolizei; 20.45 Die Kartause von Parma (mit G. Philippe)

Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag finden Sie auf der nächsten Seite

Montag
14. Mai

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.25 Die Sportschau; 10.55 Der Unbestechliche (Otto Dix); 11.25 Junger Mann mit Harfe; 12.00 Das aktuelle Magazin

17.00 Wir richten ein: **Wandflächen — zweckmäßig und dekorativ (1)**

17.20 **Eine Modeplauderei**

17.50 **Fatima** (Wiederholung)

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Musikalische Unterhaltung; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk:
18.25 Hucky und seine Freunde; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Wau-Wau-Schau; 19.30 Neuguinea
Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Mutter ist die Allerbeste
Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Emil oder der gute Ton; 19.20 Tele-Jockey
Sender Freies Berlin:
16.30 Intimes Theater; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Alarm für Dora X; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Stippvisiten in Amerika; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Typisch Lucy
Westdeutscher Rundfunk:
18.40 Hier und heute; 19.15 Auf der Pirsch

20.00 **Tagesschau, Wetter**

20.20 Die Reporter der Windrose berichten
Postkarten und was dahinter steckt

20.50 **Hallo da draußen**
Kammeroper nach William Saroyan mit Hermann Prey und Melitta Muszely in den Hauptrollen

21.35 **Ist die Bundesrepublik auf dem Wege zur Intoleranz?**
Eine Diskussion

22.20 **Tagesschau** — Spätausgabe

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 **Wir sprechen für die Zone**

20.35 **Umberto D.**
Der Alltag eines alten Mannes mit seiner Tragik, Hoff-



nungslosigkeit und seinen kleinen Freuden. Ein Meisterwerk Vittorio de Sicas mit Carlo Battisti, Maria Pia Casilio (oben) und Lina Gennari

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Für Sie notiert; 19.35 Blick ins Land; 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.15 Kurzfilm-Mosaik; 20.50 Einundzwanzig; 21.30 Menschliches, allzu Menschliches
SCHWEIZ 20.00 Tagesschau; 20.20 Frisch gewagt; 20.55 Amerikanischer Fernsehfilm; 21.20 Planet Erde
FRANKREICH 19.10 Die Zukunft gehört euch; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Schule der Stars; 21.35 Forscher-Magazin; 22.05 Der Grund der Probleme
LUXEMBURG 19.02 Die Wikinger; 19.25 Magazin der Frau; 19.30 Sport; 20.00 Nachr.; 20.30 Die ehrbare Cathérine; 22.00 Ballett

Dienstag
15. Mai

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.25 Die Schaubude; 11.05 Zigeuner ohne Romantik; 11.45 Große Interpreten; 12.00 Das aktuelle Magazin

Kinderstunde
17.00 **Puzzi macht eine große Entdeckung**
Rolf Trexler spielt mit seinen Handpuppen

17.20 **Tierkinder im Zoo**
Dr. Ernst M. Lang erzählt

17.50 **Als ich noch der Waldbauernbub war**
Ein Film nach der Erzählung von Peter Rosegger

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Familie Michael in Afrika; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk:
18.25 Musik und gute Laune; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Sehr zum Wohle; 19.30 Typisch Lucy
Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Schaufenster des Meeres
Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Schlagzeilen des Jahrhunderts; 19.20 Gestatten, mein Name ist Cox
Sender Freies Berlin:
16.30 Die Kraftprobe; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Mit Siebenmeilenstiefeln; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Vater ist der Beste; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Auf den Hügeln des Frühlings
Westdeutscher Rundfunk:
18.40 Hier und heute; 19.15 Das Porträt

20.00 **Tagesschau, Wetter**

20.20 **Die Macht und die Herrlichkeit**
Bernt Engelmann berichtet über Männer mit Millionen

21.05 **Nur eine Karaffe . . .**
Von Marc Bernard
Tilla Durieux in der Rolle der phantasievollen und etwas geltungssüchtigen Madame Saussine, die sich bei ihren Nachbarn unbeliebt gemacht hat und in Einsamkeit und Verzweiflung ihrem Leben ein Ende setzt
Regie: Wilhelm Semmelroth

23.00 **Tagesschau** — Spätausgabe

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 **Es darf gelacht werden**
Grotesken aus der guten, alten Kintoppzeit

21.05 **Pariser Journal**

21.50 **Große Interpreten**
Das Amadeus-Quartett spielt das Streichquartett B-Dur (K. V. Nr. 458) „Jagdquartett" von Wolfgang Amadeus Mozart

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Für Sie notiert; 19.35 Fernsehküche: Maicreme; 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Kurzfilm-Mosaik; 20.30 Du und der Strom; 21.05 Nur eine Karaffe
SCHWEIZ keine Sendung
FRANKREICH 19.10 Das moderne Abenteuer; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Der Spieler (von Dostojewski); 22.00 Die großen Interpreten: Jean Doyen
LUXEMBURG 19.18 Magazin der Frau; 19.25 Lancelot: Das schwarze Schloß; 20.00 Nachr.; 20.30 Papa hat recht: Bettys Geburtstag; 21.00 Nach Ihrer Wahl: Varieté-Sendung; 21.30 Catch; 21.50 Besuch bei unseren Vettern in der Südsee

Mittwoch
16. Mai

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.25 Eine Stadt hält den Atem an; 12.00 Das aktuelle Magazin

Jugendstunde
17.00 **Entweder — oder**
Ein Fragespiel

17.30 **Jazz für junge Leute**

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Gestatten, mein Name ist Cox; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk:
18.25 Buona Sera; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Kurbelkasten-Allerlei; 19.30 Mit Geduld und Dollars
Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Alarm für Dora X
Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Rechts oder links?; 19.20 Intimes Theater
Sender Freies Berlin:
16.30 Die fröhliche Kamera; 18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Auf dein Wohl, Helene; 19.15 Das Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Musik, Musik, Musik; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Die Schlüsselblumen
Westdeutscher Rundfunk:
18.40 Hier und heute; 19.15 Funkstreife Isar 12

20.00 **Tagesschau, Wetter**

20.20 **Was bin ich?**
Heiteres Beruferaten mit Robert Lembke

21.00 **Die Tausendprozentigen**
Eine heitere Typologie der Filmcharaktere

22.10 **Warum ich Berlin liebe**
Ein Bild von heute

22.30 **Tagesschau** — Spätausgabe

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 **Untergang des alten China**
Bericht über den Chinesisch-Japanischen Krieg und den Chinesischen Bürgerkrieg

21.00 **Pimpinone — oder die ungleiche Heirat**
Eine heitere Kammeroper von Georg Philipp Telemann
Das Kammermädchen Vespetta (Graziella Sciutti) versteht es nicht nur, sich ihren



Herrn, den reichen Junggesellen Pimpinone (Norman Foster) zu angeln, es gelingt ihr auch, ihn nach vollzogener Ehe unter ihre Fuchtel zu zwingen

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Für Sie notiert; 19.35 Streiflichter; 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.20 Kurzfilm-Mosaik; 20.30 Schach dem Tod; 21.15 Die lustige Witwe in Kairo
SCHWEIZ 20.00 Tagesschau; 20.15 Mentale Magie (von und mit Punx); 20.45 Bonsoir (Varieté)
FRANKREICH 19.10 Salut dem Abenteuer; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Filmfestspiele in Cannes; 21.00 Die Kulissen der Tat; 21.45 Lektüre für alle
LUXEMBURG 19.02 Kulinarische Sendung; 19.18 Magazin der Frau; 19.25 Abenteuer unter Wasser; 20.00 Nachr.; 20.30 Stars nach Ihrer Wahl; 21.15 Arizona

Donnerstag
17. Mai

Vormittagsprogramm über die Sender des NDR, SFB, Meißner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgeb.
10.00 Nachrichten; 10.05 Tagesschau; 10.25 Dorfkinder im Schwarzwald; 11.00 Das veilchenblaue Auto; 11.25 Eugen Diesel erzählt von seinem Vater; 12.00 Das aktuelle Magazin

14.30 Aus Luzern:
Internationales Reitturnier (CHIO)
Preis der Nationen

Kinderstunde
17.30 **Das Pferd Max**
Eine Bildergeschichte

17.40 **1:0 für Hops**
Ein Puppenspiel

Bayerischer Rundfunk:
18.30 Nachrichten; 18.35 Sag die Wahrheit; 19.05 Die Viertelstunde; 19.25 Die Münchner Abendschau
Hessischer Rundfunk:
18.25 San Marino; 18.50 Das Sandmännchen; 19.00 Die Hessenschau; 19.20 Musik von drüben; 19.30 Das Diktat
Norddeutscher Rundfunk mit Radio Bremen:
18.20 Programmhinweise; 18.25 Die Nordschau; 19.25 Stippvisiten in Amerika
Saarländischer Rundfunk:
18.30 Blick ins Saarland und seine Nachbarländer; 19.10 Zeichentrickfilm; 19.20 Im letzten Augenblick
Sender Freies Berlin:
18.40 Welt-Kurznachrichten; 18.45 Achtung, Großaufnahme!; 19.15 Sandmännchen; 19.25 Berliner Abendschau
Süddeutscher Rundfunk und Südwestfunk:
18.30 Spanische Skizzen; 19.00 Die Abendschau; 19.20 Musik liegt in der Luft
Westdeutscher Rundfunk:
18.40 Hier und heute; 19.15 Nacht in Budapest, Kleine Leut' aus Wien

20.00 **Tagesschau, Wetter**

20.20 **Teurer wohnen**
Ende der Wohnungsnot — oder Wohnungsnot ohne Ende

21.00 **Affäre Blum**
Fernsehspiel von R. A. Stemmle
Ein Kriminalfall, wie er sich im Jahre 1926 tatsächlich zugetragen hat. Ein Raubmörder wird gefaßt. Es gelingt ihm, den Verdacht auf den jüdischen Fabrikanten Blum zu lenken, und er hat bald die Unterstützung der Untersuchungsbehörden, die bemüht sind, aus der Affäre politisches Kapital zu schlagen. Ein Justizmord wird gerade noch verhindert

23.00 **Tagesschau** — Spätausgabe

2. Programm

Westdeutscher Rundfunk:
19.30 Prisma des Westens

20.20 **Schöpfung unserer Zeit — Kunststoffe**
Dokumentarbericht von Ernst von Khuon

21.00 **Paris, ein Kind und Jacqueline**
Eine musikalische Unterhaltungssendung

21.30 **Europäische Rhapsodie**
Begegnung mit Franz Liszt

21.55 **Mit anderen Augen**

Ausland

ÖSTERREICH 19.30 Für Sie notiert; 19.35 Sportkaleidoskop; 19.55 Kurz vor acht; 20.00 Zeit im Bild; 20.15 Kurzfilm-Mosaik; 20.25 Das Leben ist ein Fest; 21.00 Affäre Blum
SCHWEIZ 20.00 Tagesschau; 20.15 Das Buch der Woche; 20.20 Besuch in Schweden; 21.00 Affäre Blum
FRANKREICH 19.10 Das Buch, mein Freund; 19.40 Die Zeit der Kameraden; 20.00 Nachr.; 20.30 Der Mensch des 20. Jahrhunderts; 21.30 Eine Geschichte zum Lächeln; 21.50 Japan
LUXEMBURG 19.08 Für Mütter; 19.18 Fury; 19.47 Kochrezept; 20.00 Nachr.; 20.30 Ich liebe nur dich (mit Martine Carol u. Luis Mariano); 22.00 Film-Echo

Änderungen vorbehalten

